QUELLENSCHRIFTEN
ZUR
NEUEREN DEUTSCHEN
LITERATUR- UND GEISTESGESCHICHTE.

I. BAND.

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

AN

GEORG HEINRICH LUDWIG NICOLOVIUS.

HERAUSGEGEBEN
VON
R. HAYM.

MIT ZWEI ANHÄNGEN.

BERLIN.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1894.

VERLAG VON EMIL FELBER IN BERLIN.

Quellenschriften

zur

neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte.

Herausgegeben von

Dr. Albert Leitzmann,

Privat-Dozenten an der Universität Jena.

Mehr und mehr macht sich das lebhafte Bedürfniss fühlbar, die verstreut an den verschiedensten Stellen erscheinenden Urkunden zur Geschichte der deutschen Literatur und des deutschen Geisteslebens seit der Reformationszeit in einer grösseren Sammlung würdig zu vereinigen. Einen solchen Sammelpunkt für alle derartige Bestrebungen und Leistungen, soweit sie wissenschaftlichen Charakter tragen, sollen die „Quellenschriften" bilden, indem einesteils die bestehenden literarhistorischen und kulturgeschichtlichen Zeitschriften notwendigerweise Originalaufsätze vor (auch kommentierten) Quellenabdrücken bevorzugen, andernteils auch der Umfang solcher Quellenwerke den innerhalb einer Zeitschrift solchen Dingen zugewiesenen und zuweisbaren Raum bedeutend überschreitet.

Aufnahme sollen alle derartigen Schriften finden, welche, ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, aus eben diesem Grunde Einblicke in den Werdeprozess und die Entwicklungsgeschichte ihrer Urheber und damit der betreffenden Zeitalter, Gegenden, Schulen, soweit sie durch besondere wirkende Ideen charakterisiert sind, gestatten: vor allem also Briefpublikationen, Tagebücher und ähnliches. Die gesamte neuere deutsche Geistesentwicklung von der Reformationszeit an bis auf unsere Tage soll berücksichtigt werden, wenn auch naturgemäss die klassische und romantische Periode unserer

QUELLENSCHRIFTEN

ZUR

NEUEREN DEUTSCHEN
LITERATUR- UND GEISTESGESCHICHTE.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN.

I.

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

AN

GEORG HEINRICH LUDWIG NICOLOVIUS.

BERLIN.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1894.

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

AN

GEORG HEINRICH LUDWIG NICOLOVIUS.

HERAUSGEGEBEN

VON

R. HAYM.

MIT ZWEI ANHÄNGEN.

BERLIN.

VERLAG VON EMIL FELBER.

1894.

Inhalt.

Dem Verfasser der Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, dem am 22. März 1890 verstorbenen bonner Professor Alfred Nicolovius, verdanke ich die Mitteilung der nachfolgenden Briefe. Viele Jahre vor seinem Tode legte er die Originale derselben in meine Hände, nicht mit dem ausgesprochenen Wunsche, aber mit der angedeuteten Erwartung, dass ich sie benutzen würde dem Andenken seines Vaters eine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er in meinem Lebensbilde Humboldts nicht mit Unrecht vermisste. Denn in jenen Briefen, die der grosse Staatsmann zwischen 1809 und 1835 an seinen treuen Gehülfen und demnächstigen Nachfolger in der Leitung des preussischen Kultus- und Unterrichtsdepartements richtete, erblickte die Pietät des Sohnes vor allem Zeugnisse für den Vater. Dazu werden sie in der Tat durch die Hochschätzung, das weitgehende freundschaftliche Vertrauen, die dankbare Anhänglichkeit, die der Briefschreiber in immer gleichem Masse dem Andern bewahrt hat. Wenn bei der Verschiedenheit der inneren Bildungsform beider

Männer, von denen der eine in humanistischen Anschauungen, der andere in positiv-christlichen Gesinnungen und Gefühlen wurzelte, dennoch beide einander wie in vollem Einverständniss vertrauen und im Hinblick auf gemeinsame letzte Ziele helfen und ergänzen, wenn bei voller Offenheit in ihrem Verkehr kein Wort verrät, dass es zwischen ihren letzten Überzeugungen eine trennende Grenze gebe, so ist ein solches Verhalten ohne Zweifel gleich ehrend für beide Teile. Die Veröffentlichung der humboldtschen Briefe wird nichts desto weniger in erster Linie um ihres Verfassers willen Manchem willkommen sein. Neben so vielen gerade in der jüngsten Zeit ans Licht getretenen Dokumenten mögen auch sie in bescheidenem Masse dazu dienen hier und da einen Moment des äusseren Lebens, einen Bezug der früheren und späteren Staats- und Geschäftstätigkeit des Mannes zu beleuchten und seine eigenartige Persönlichkeit, wenn nicht durch neue Züge verständlicher, so doch durch die Wiederkehr der wohlbekannten — wie ein bedeutendes Gesicht bei einer neuen Aufnahme — anschaulicher zu machen. Erst wenn die Quellen noch reicher fliessen, wenn namentlich die Staatsschriften Humboldts von kundiger Hand durchmustert sein werden, wird sich ein den Ansprüchen der Geschichtswissenschaft genügendes Leben Humboldts schreiben lassen. Die ebenso schwierige wie reizvolle Aufgabe erwartet ihren Mann. Aus den geringen Bruchstücken seiner Lebensbeziehungen, die ich hier vorlege, eine Summe zu ziehen darf billig dem Leser überlassen bleiben: der Versuch einer erneuten Schilderung der Geistes- und Charaktergestalt, die sich auch in ihnen offenbart,

würde den Eindruck nur schwächen, den diese Briefreihe zu machen nicht verfehlen kann. Der andern Pflicht dagegen die Briefe wenigstens einigermassen historisch einzurahmen und hin und wieder eine Beziehung aufzuklären habe ich mich nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Vieles in den dem Texte nachgeschickten Erläuterungen wird Vielen überflüssig erscheinen; wieder Andre werden an andern Stellen Lücken finden und recht nötige Aufklärungen vermissen. Allein einen vollständigen, nach festen Gesichtspunkten für einen ganz bestimmten Leserkreis berechneten Kommentar zu liefern lag weder in meiner Absicht noch in meinem Vermögen. Mit Zusätzen zu allbekannten Namen dem Leser lästig zu werden habe ich vermieden; ja auch mit biographischen Notizen zu minder bekannten bin ich nur auf den Wunsch des Herausgebers dieser Quellenschriften, dem ich ohnehin für einzelne Nachweisungen zu Dank verpflichtet bin, weniger sparsam gewesen als es meinem Geschmack entsprochen hätte. Manche in den Briefen berührten Einzelheiten werden nur aus den Akten der Verwaltung oder aus den mir nicht vorliegenden Schreiben von Nicolovius genügend erläutert werden können. Es liegt in der Natur solcher Materialien, dass sie, indem sie dies und jenes Neues bringen und irgend ein Ereigniss oder eine Situation aufhellen, zugleich verwante Mitteilungen hervorlocken. Dies gilt von den Briefen selbst; es gilt ebenso von den hinzugefügten Anmerkungen. Es mag sie nutzen, wer sie brauchen kann, ergänzen, wer dazu im Stande ist.

Der Versuchung zwischen Wichtigerem und Unwichtigerem in den mir vorliegenden Blättern zu unterscheiden und nur das Erstere mitzuteilen habe ich

nach einigem Schwanken widerstanden. Denn was ist in solchen Dokumenten unwichtig, wenn nur der, von dem sie herrühren, ein wichtiger Mann in wichtigen Verhältnissen ist? Mir lag immer das lessingsche Wort im Sinn: was wäre es denn nun, wenn noch einige Lumpen mehr mit Gedanken eines unsterblichen Geistes bezeichnet würden? Der Geschichtsschreiber soll den Verstand und die Kunst haben auszuwählen, zusammenzudrängen, zu gruppieren: der Handlanger des Geschichtsschreibers soll sich bescheiden, als ob er von diesem Verstande und dieser Kunst nichts besässe. So habe ich denn gegeben, was ich hatte, und nur bedauert, dass ersichtlich wenigstens einige Briefe verloren oder früher ausgemerzt sind. Den Text der erhaltenen habe ich selbstverständlich mit gewissenhafter Treue nach der fast durchaus klaren und lesbaren Handschrift wiedergegeben. Keineswegs aber war es mir Gewissenssache mich an die Interpunktion des mit eilender Feder Schreibenden etwa auch da zu binden, wo dies nur auf Kosten der leichteren Verständlichkeit hätte geschehen können. Humboldt schreibt *seyn, meynen, Hochwohlgebohren, Parthei* und Ähnliches. Für solche Recht- oder Unrechtschreibung habe ich keinen Respekt in mir auftreiben können; oder gar für noch äusserlichere und zufälligere Schreibgewohnheiten. Denn der Verfasser dieser Briefe war wohl peinlich genau, aber nie kleinlich. Scherzt er doch selbst, dass er die Silben immer ohne *y* schreibe — weil die Deutschen sie einmal wie die Milben behandelt hätten; und bei der Latinisierung seines eigenen Namens sogar „liegt ihm weder an *dt* noch *dt*“. —

Den Briefen an Nicolovius habe ich in einem ersten Anhang sieben Jugendbriefe Humboldts an seinen Freund Beer hinzugefügt, über welche ich in den nachgeschickten Erläuterungen weitere Auskunft gegeben habe. Mag die Göttin Gelegenheit diesen nur durch die Person des Briefstellers mit jenen andern Stücken zusammenhängenden Anhang rechtfertigen! Besser rechtfertigt sich der zweite Anhang, acht humboldtsche Briefe an Wolf und Arnim: denn zu ihrer Veröffentlichung haben eben die Nicoloviusbriefe den Anstoss gegeben, mit deren älteren aus der Zeit von Humboldts Unterrichtsleitung sie sich in einzelnen Punkten berühren. Ihre Mitteilung und Erläuterung rührt, ebenso wie das Register zu dem vorliegenden Hefte, nicht von mir, sondern von Herrn Leitzmann her.

Halle, 13. April 1894.

R. Haym.

[illegible] Humboldts [illegible]
[illegible] in den nach-
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Briefe
von
Wilhelm von Humboldt
an
Georg Heinrich Ludwig Nicolovius.

1.

Berlin, den 25. März 1809.

[Mit Nicolovius' Notiz: Erh. 30. curr. Beantw. eod.]

Ew. Hochwohlgeboren gütiges und freundschaftliches Schreiben vom 13. so wie das so eben erhaltene vom 17. hat mir eine herzliche und innige Freude gemacht. Ihre wirklich zu gütigen Gesinnungen gegen mich sind mir ebenso schmeichelhaft, als Ihr Eifer und Ihre Wärme für die Sache, die wir gemeinschaftlich bearbeiten sollen, erfreulich. Seien Sie überzeugt, daß auch mir die Aussicht, gerade Sie zum Gehülfen zu besitzen, vorzüglich Vertrauen und Muth

einflößt, daß ich nichts angelegentlicher wünsche, als daß Sie mir auch künftig Ihr freundschaftliches Vertrauen erhalten, und daß ich mich recht eigentlich sehne, sobald als möglich mit Ihnen vereinigt zu sein. Ich bin bereit, in jedem Augenblick nach Königsberg zu kommen, und habe deshalb schon einigemale das Nöthige an den Minister geschrieben. Die Entscheidung hängt allein von ihm ab, und wenn Ew. Hochwohlgeboren in der That glauben, daß diese Reise unvermeidlich ist, so ersuche ich Sie, mit ihm deshalb zu reden. Indeß müssen wir uns auch nicht verheimlichen, daß das wahre Uebel noch, außer unserer Trennung, auch darin besteht, daß das Ministerium in Königsberg und nicht in Berlin ist, und daß daher auch mein Dahinkommen noch nicht allen Unbequemlichkeiten abhilft. Denn es geht auch wieder der Vortheil verloren, daß man hier selbst durch das zufällige Lesen so vieler Acten, die man unmöglich alle kommen lassen kann, eine viel genauere Kenntniß des Departements, auf welche doch Alles ankommt, erhält, daß man viele Männer, auch die nicht in Collegiis sitzen, um Rath fragen kann, und daß man wichtigen Instituten, für welche Sorge zu tragen ist, näher bleibt.

Auf die Zwischenzeit, welche noch bis zu unserer Wiedervereinigung verstreichen kann, halte ich die mir vom Minister zur Leitung der Geschäfte gemachten Vorschläge für vollkommen zweckmäßig. Sollte ich vielleicht noch eine kleine Modification dabei vorschlagen, so würde sie meinen Antheil an den Geschäften nicht erweitern, sondern vielmehr für den Augenblick noch beschränken. Aber wie gut auch dies Interimisticum sei, so verleugne ich mir nicht, daß doch eigentlich nichts bei dieser Trennung geschehen kann. Die sogenannten currenten Sachen ab-

zumachen, ist in der That das Kleinste und Geringfügigste. Es muß etwas geschehen, es muß entworfen und ausgeführt werden. Und dies unterbleibt jetzt ganz, und muß unterbleiben, und dadurch kommt nun auch in die Abmachung der currenten Sachen eine unerträgliche Ungewißheit, die soweit geht, daß man oft nicht weiß, was man einem einzelnen Menschen sagen soll, weil es unbestimmt ist, welches Schicksal das Institut haben wird, dem er angehört. Jetzt z. B. sind die Prüfungen der Gymnasien. Ich zittere zu fragen, auf welche Universität die Entlassenen gehen, und muß beinahe heimlich wünschen, daß man mir eine auswärtige nenne. Wie kann ich aber von hier aus mit Kraft an der Errichtung einer Universität arbeiten, wenn die Hauptfragen über die Fonds und andre Punkte erst mit dem Ministerio zu berichtigen sind?

Unter diesen Umständen schiene mir das Angemessenste und Zweckmäßigste, daß ich jetzt unverzüglich nach Königsberg käme, dort alle Hauptpunkte zur Entscheidung zu bringen suchte, mich mit Ew. Hochwohlgeboren und dem Minister vollständig bespräche, und bliebe der König unglücklicherweise noch lange von hier abwesend, nach zwei, drei Monaten hierher zurückkehrte. Dies werde ich, wo möglich, noch heute dem Minister vorschlagen. Alsdann würden wir auch auf die nähere Abgränzung der beiden Unterabtheilungen der Section für den Cultus und für den öffentlichen Unterricht denken können. Da ich aus Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich schließen darf, daß es auch Ihnen angenehm sein wird, so viel als möglich gemeinschaftlich mit mir zu handeln, so werden auch Sie gewiß für die möglichst enge Verbindung dieser Unterabtheilungen sein. Ebenso sind Ew. Hoch-

wohlgeboren auch sicherlich darin mit mir einverstanden, daß Alles, was sich auf Schulen, auch die niedrigsten auf dem Lande nicht ausgenommen, bezieht, nicht bloß zugleich durch mich, sondern auch durch die ganze Section des Unterrichts gehen muß, da sonst keine Einheit der Principien mehr möglich sein würde, und daß ich persönlich, da ich einmal den Namen von der ganzen Section führe, und für sie verantwortlich bin, speciellen Antheil an der Entscheidung alles desjenigen, sich auch bloß auf den Cultus Beziehenden nehmen muß, was in Rücksicht auf Sachen oder Personen irgend neu, und nicht bloß Verfügung in dem einmal verabredeten Gange oder System ist. Es ist meine liebste und erfreulichste Hoffnung, ohne die ich mich nie zur Annahme meines Postens entschlossen hätte, daß ich gewiß sein kann, weder mit dem Minister, der mir mit jedem Posttage Beweise seiner herzlichen und vertrauten Freundschaft giebt, noch mit Ihnen, da Sie Sich so gütig und zuvorkommend gegen mich äußern, in irgend eine Geschäftscollision zu gerathen.

Wegen der geistlichen Directoren der geistlichen Regierungsdeputationen sehe ich jetzt die Sache vollständiger ein. Die neue Einrichtung war um so nothwendiger, wenn Ein Director, wie man aber wahrlich aus der Instruction nicht ersehen kann, zwei Deputationen zugleich vorstehen soll. Wie wir es hier machen werden, sehe ich schlechterdings noch nicht ein. Der wunderbare Plan, die Regierung nach Potsdam zu verlegen, der so unglaublich viele Unbequemlichkeiten mit sich führt, und besonders für die Section des Cultus nachtheilig ist, macht hier Alles ungewiß und schwierig.

Die Sache mit den Gymnasien ist nach diesem Plane nunmehr durchaus nothwendig geworden.

Mit demjenigen, was Ew. Hochwohlgeboren über die Anstellung des Herrn Schmedding sagen, bin ich vollkommen einverstanden. Allein die Wahl hatte ihre eigenen Schwierigkeiten, und da mir die Empfehlung dieses Mannes vom Minister und Herrn von Vincke kam, so mußte ich voraussetzen, beide hätten mit Ihnen hinlänglich darüber vorher Alles abgesprochen.

Die Einführung der Pestalozzischen Methode, wenn sie auf die rechte Weise geschieht, hat meinen ungetheilten Beifall, und ich bitte bloß Ew. Hochwohlgeboren, mir, wenn ich, was Sie von dem Minister erfahren werden, nicht nach Königsberg kommen sollte, den an das Cabinet über diese Sache gemachten Bericht, nebst den wichtigsten Piecen in dieser Sache, in Abschrift zu schicken.

Die Stelle Ihres Briefes über des Professors Kraus alleinseligmachende Lehre hat mich sehr lachen gemacht. Allein bei den angeführten Umständen ist die Sache mit dem jungen Hagen wohl unbedenklich, und ich bitte nun Ew. Hochwohlgeboren zu veranstalten, daß ich, wie doch nothwendig ist, officielle Kenntniß davon erlange. Seine Bekanntschaft werde ich hier mit sehr großem Vergnügen machen und ihm auch gern wieder Empfehlungen für seine fernere Reise geben.

Mir den Einfluß auf die römische Stelle zu sichern, war auch schon meine eigene Absicht. Schwierig ist die Wahl in hohem Grade. Denn es ist dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten auch nicht ganz zu verdenken, daß dasselbe zugleich den Zweck einiger politischen Nachrichten mit der Anstellung verbinden will, und in dieser Hinsicht, da hiezu einige diplomatische Vorkenntniß oder Gewandtheit und große Fertigkeit im französischen Schreiben gehört, fürchte ich mich ein wenig, den Feld-

propst Roukner, dessen ich mich wirklich dunkel aus Rom erinnere, vorzuschlagen. Allein Wahlen, wie, unter uns gesagt, die des auswärtigen Departements oft gewesen sind, zu verhüten, werde ich mir alle mögliche Mühe geben. Das Beste wird sein, nur erst Zeit zu gewinnen, und ich werde daher gleich vorschlagen, fürs Erste nur meinen italienischen Geschäftsträger zu bestätigen.

Das Gefühl der Dauer und Sicherheit, von dem Ew. Hochwohlgeboren reden, muß wohl jedem mangeln, der ernsthaft denkt und sich nicht chimärischen Täuschungen hingiebt. Ich selbst gestehe Ihnen habe nur zwei Rücksichten, warum ich selbst handle, als hätte ich dies Gefühl. Die erste ist ein Postulat in weiland Kantischem Sinne. „Um auch nur für den Augenblick mit Wirksamkeit handeln zu können, muß man annehmen, das Wirken sei für die Ewigkeit." In diesen leider nur zu bedingten Imperativ gebe ich meine Vernunft und bessere Ueberzeugung gefangen. Die zweite ist etwas solider. Erziehung ist Sache der Nation, und bereiten wir (was aber nur mit großer Behutsamkeit geschehen muß) vor, daß wir der Kräfte des Staats mehr entrathen können, und die Nation mehr in unser Interesse ziehn, so können wir, was uns anvertraut ist, auch unter manchen Stürmen erhalten, und brauchen es, selbst im Fall des äußersten Unglücks, nur anderen Händen zu übergeben. Denn daß wir persönlich uns unter keiner Bedingung vom Staate trennen würden, versteht sich von selbst.

Dem hiesigen Consistorio habe ich bekannt gemacht, sich von jetzt an einzig an mich zu wenden, und auch Ew. Hochwohlgeboren wenden Sich wohl jetzt nicht mehr an dasselbe, sondern allein an mich. An die übrigen Consistorien suspendire ich die Verfügungen noch, bis es,

was in 14 Tagen der Fall sein muß, entschieden ist, ob ich nach Königsberg komme oder nicht.

Mit dem sehnlichsten Wunsche, bald so glücklich zu sein, Ew. Hochwohlgeboren persönliche Bekanntschaft zu machen, verbleibe ich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Humboldt.

2.

Da ich nicht wünschte, etwas die Section des Cultus Betreffendes ohne Ihre volle Zustimmung zu machen, so bitte ich Sie mir zu sagen, ob Sie meinen, daß ich den jungen Ancillon vorschlagen soll, französisches Mitglied darin zu sein? oder ob Sie einen andren, und wen? ihm vorziehn? oder ob es Ihnen lieber wäre, die Sache auszusetzen, bis Sie selbst in Berlin eine eigene Wahl treffen und mir vorschlagen können?

Zugleich schicke ich Ihnen Aufsätze und Schriften, die Sie gewiß nicht ohne Interesse lesen werden. Das Metagramm censirt die Schulen, die Universitäten und die Stadt, und im nächsten Jahre kommt unstreitig auch die Reihe an uns.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

7. Juli 1809.

3.

Burg Derner, bei Mansfeld,
den 17. December 1809.

[Beantw. 2. Januar 10.]

Ich bin seit gestern früh, liebster Freund — da ich mir schmeichle, daß es auch Ihnen lieber ist, daß wir uns von jetzt an auf diese vertraulichere Weise schreiben — hier an einem der Orte, zu denen mich meine Geschäfte rufen und habe freilich die Sachen durch die mehrjährige Schwäche, welche dem Tode meines guten Schwiegervaters voranging, in großer Verwirrung gefunden, indeß auch schon angefangen, thätig zu sein. Von den Beschwerden und der Langsamkeit meiner Reise — seit dem 5ten und mit Aufopferung fast aller Nächte — sage ich Ihnen nichts. Da Sie zum Theil wenigstens denselben Weg nach mir gemacht haben, so haben Sie auch zum Theil wenigstens — denn die Route über Stargard vermehrte die Summe noch beträchtlich — mir meine Leiden nachgelitten. Trotz der Kürze meines Aufenthalts in Berlin hat mir doch die allgemeine Stimmung nicht entgehen können. Es herrscht die größeste Unzufriedenheit nicht sowohl mit der jetzigen Verfassung, als der jetzigen Verwaltung; man hält eine Krise für unausbleiblich; über unser Departement gehen die alten Meinungen, Plane und Ideen im Schwange. Allein beim Empfange dieser Zeilen sind Sie schon von allem diesem gleich gut selbst unterrichtet. — In Halle sah ich Niemeyer, weil er mich bis Rothenburg begleitete, viel. Ich wußte nicht, was ich jetzt von ihm erfahren, daß ihm meine Stelle angeboten worden ist, und er sie ausgeschlagen hat. Daß ihm jetzt sehr daran gelegen ist, nicht vergessen zu werden,

ist offenbar. Nicht daß er Lust hätte, jetzt zu gehen, aber er sagt mit Pindar: zwei Anker sind besser denn Einer. — In Potsdam erfuhr ich bei Vincke, daß Möller schlechterdings nach Frankfurt und nicht nach Königsberg will. Meine Meinung über seinen inneren Beruf zum Professor kennen Sie. Was uns jedoch hier geneigter machen könnte, seinem Wunsche nachzugeben, ist daß die Wahl unter den reformirten Professoren, dergleichen man doch nun in Frankfurt einmal haben muß, immer schwer ist. Nur müßte er sich mit 1000 Thalern, die ihm auch, wenn ich mich recht erinnere, zuerst nur angeboten sind, begnügen. Haben Sie die Güte, diese Sache mit den übrigen Herren zu überlegen, und mir Ihre gemeinschaftliche Meinung zu schreiben. Für die Neumark schlägt jetzt Vincke wieder einen Westfälinger, Spieß, vor. Die Gymnasien müßte Möller mit übernehmen, könnte indeß auch dadurch eine Zulage erhalten. — Eine officielle Eingabe Ancillons füge ich, da ich sie mit einem Privatbrief bekommen, bei. Er hat mir im Vertrauen gesagt, daß die französische Colonie in Papius — der sonst ein braver Mann sei — Geschäftskenntniß Zweifel setze, und es zu großer Beruhigung der Gemüther dienen würde, wenn man einen der französischen Geistlichen in Berlin zum abwesenden Mitgliede der Deputation machte, um wenigstens schriftlich, und in wichtigen Fällen auch mündlich, Gutachten abgeben zu können. Dieser Wunsch scheint mir billig, und seine Erfüllung, wenn man eine gute Wahl trifft, für die Geschäfte selbst nützlich. Auch Vincke ist nicht dagegen. Selbst die Schwierigkeit wegen des Gehalts wird geringer sein, da der Wunsch von der Colonie selbst herkommt, und also dieser, auch abgesehen vom Gehalt, schon an der Sache gelegen sein wird.

Vielleicht ließe sich auch einer brauchen, der doch jetzt auf Pension gesetzt werden müßte. — Eine der Sachen, deren schleunige Besorgung ich Ihnen, theurer Freund, dringend empfehlen muß, ist die endliche Auflösung und Pensionirung des reformirten Kirchen-Directorii. Es würde jetzt sogleich der Bericht an den König deshalb gemacht werden müssen. Die Angelegenheit der Montis pietatis Casse beruht noch auf einer Antwort des Finanz-Ministerii, die Sie aber gut thun werden, möglichst zu urgiren. — Empfehlen Sie mich Herrn Süvern und Schmedding aufs Freundschaftlichste und leben Sie recht herzlich wohl. Mit der aufrichtigsten und hochachtungsvollsten Freundschaft unwandelbar der Ihrige.

H.

Alle Briefe an mich nimmt Herr Uhden in Empfang.

4.

Erfurt, den 24. December 1809.

Ich bin hier angekommen; wenn ich aber einen Theil meiner Geschäfte schneller beendigt habe, als ich hoffen durfte, so ist hier bei weitem mehr zu thun, als ich mir einbildete. Dennoch hoffe ich noch immer, im Januar wieder bei Ihnen zu sein.

Heute treibt mich die Akademie der Wissenschaften, Ihnen zu schreiben. Sie werden noch in Königsberg gesehen haben, daß sie zum interimistischen Secretair Castillon gewählt hat — die unschicklichste Wahl, die möglich wär, mir aber erwünscht, weil sie offenbar an den Tag legt, daß man diesem Corpus jetzt gar keine Freiheit lassen

kann. Zu diesem Beweise reichen indeß wenige Wochen seines Secretariats hin, und sehr nothwendig wäre es, daß zur Januarsfeierlichkeit schon ein anderer aufträte. Sollten Sie Castillon nicht kennen, so lesen Sie nur seine deutschen Briefe und Bemerkungen in den Akademieacten. Nach meiner eignen Einsicht, der Uhden und Wolf bei meiner Durchreise beistimmten, wären sehr passende Klassen-Secretaire:

für die mathematische — Tralles, der berühmteste und der zugleich gut französisch schreibt.

für die physikalische — Erman, wirklich trefflich, und zugleich schicklich, weil so doch Ein Réfugié bleibt.

für die philologische — Spalding.

für die philosophische — Biester.

Ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Sie, liebster Freund, und Süvern und Schmedding hiermit gleichfalls einverstanden sind, und wünschte nur, daß Sie einen Bericht an den König machten, und darauf antrügen, daß er diese Vier zu Klassen-Secretairen selbst ernennte. In der Cabinets-Ordre könnte gesagt werden, daß zwar der König künftig gern der Akademie freie Wahl zugestehen würde, daß er aber vor ihrer neuen Organisation diese zu suspendiren für gut finde, um so mehr, als er voraussetzen könne, daß alle Mitglieder der Akademie in die Ernennung dieser Männer einstimmen würden. Die Motivirung des Antrags wird nicht schwer sein: Der König hat schon durch eine Cabinets-Ordre, die Sie in den Acten finden, die Klassen-Secretaire selbst, als eine nützliche Einrichtung genehmigt; es würde jetzt gleich schädlich sein, mit Einführung derselben bis auf die neue Organisation zu warten, als diese zu übereilen; von Castillon muß gesagt werden, daß, wenn man auch über-

sehen wolle, daß er auf keine Weise den Fortschritten gleich geblieben sei, die seine Wissenschaft gemacht, und auch ehemals nichts irgend Bedeutendes geleistet habe, er des Deutschen so wenig mächtig sei, daß es dringendes Bedürfniß werde, ihn sobald als möglich vom Secretariat einer deutschen Akademie zu entfernen; die auf ihn gefallene Wahl beweise hinlänglich, daß man der Akademie jetzt keine Wahl überlassen könne; auch in München sei das Wahlrecht suspendirt; und bisher sei der secrétaire perpétuel immer vom König ernannt worden; Gehalt muß man jedem fürs Erste 300 Thaler geben. Dies ist da von den 1000 Thalern, die ehemals die Jettons kosteten und den 400 Thalern reservirtem Gehalt der Directoren zweier Klassen. In der Folge wird es auf 500 Thaler vermehrt. Ist die Section überall dieser Meinung, so bitte ich Sie noch zu sagen, daß der Antrag mit meiner schriftlich geäußerten Zustimmung geschehe. Daß Castillon Secretair ist, ist wirklich zu himmelschreiend, als daß es nicht schnell abgeändert werden müßte. Er kann nichts sagen, da er nur interimistisch gewählt ist.

Simon und Eytelwein haben bitter über die Verfügung geklagt, daß das noch fehlende Mitglied des Architekten-Ausschußes der Akademie kein Mitglied der technischen Ober-Baudeputation sein soll. Sie verlangen Aufhebung dieser Verfügung oder Ajournirung der Wahl. Wir gehen aber ruhig unsern Gang fort und ändern nichts. Nur bitte ich Sie, dahin zu sehen, daß die Akademie nun einen Mann wähle und die Section nun bestätige, der zugleich gründliche wissenschaftliche (mathematische) Bildung hat. Rabe, höre ich, soll so sein, dann bitte ich Sie, die Inlage an Simon zu lesen und ihm sodann versiegelt, sowie

Eytelwein das ihn bloß auf Simon verweisende Schreiben einzuhändigen. Den Inhalt meines Schreibens an Simon haben Sie die Güte, als meine Meinung im Pleno, wenn die Rede noch einmal davon kommt, vorzutragen, oder auch so Hoffmann mitzutheilen. Die Herren lassen die Sache gewiß nicht ruhen.

Ich habe an Savigny, aber nur tentirend, ohne Bedingungen, geschrieben; auch Hugo durch Wolf indirect befragen lassen. Beide für Berlin. Ueberlegen Sie doch mit unsern Collegen, welchen wir, wenn beide wollten, vorzögen, oder ob wir beide zusammen haben könnten? Ruf brächte der Anstalt mehr Hugo, aber gründliche Vortheile mehr Savigny. So scheint es mir. Sind Sie definitiv für Schmidt aus Gießen für Berlin oder ziehen Sie einen andern vor? Auch über ihn erfahre ich sehr bald, ob er kommen würde.

Leben Sie herzlich wohl. Mit inniger Anhänglichkeit

Ihr

H.

5.

[Erh. 17. Januar 10.]

Ein schlimmes Auge, das nie mehr hätte zur unrechten Zeit kommen können, hindert mich, meinem Vorsatze gemäß, heute von hier abzureisen, und zwingt mich zugleich, Ihnen, mein theurer Freund, durch eine fremde Hand zu antworten. Die näheren Umstände bitte ich Sie, da es sehr langweilig ist, von seinen Uebeln zu reden, Sich von Uhden erzählen zu lassen.

Für Ihre beiden so sehr freundschaftlichen Briefe vom 2. und 6. dieses kann ich Ihnen nicht innigst genug danken.

Ich begreife sehr wohl, daß die Hindernisse, von denen Sie mir reden, die Section nicht eher haben in Thätigkeit kommen lassen können, und es bedarf deshalb keiner Entschuldigung von Ihrer Seite. Ich kenne Ihren Eifer, und dies ist genug. Ich selbst hätte gewiß nicht mehr ausgerichtet. Wegen des armen Hohwaldt habe ich Uhden geschrieben.

Der Tausch, dessen Sie erwähnen, war mir bekannt. Allein besorgen Sie nichts von diesem Project. Der, den Sie ohne Mühe errathen werden, muß und wird dagegen sein, und er ist jetzt mächtiger. Was ich voraussehe, ist vielmehr, daß wir, die jetzt tauschen sollten, in Kurzem beide abtreten werden. Was mich tröstet, und wenn man Sie unabhängig ließe, ganz beruhigen würde, ist daß doch vermuthlich unmittelbar und eigentlich Sie an meiner Stelle stehen werden.

Auf das officielle Schreiben der Bau-Commission halte ich noch die Antwort zurück. Man schadet manchmal durch zu viel Thätigkeit, und mein Brief an Simon sagt ja meine Meinung ganz klar. Lächeln habe ich müssen, wie die arme Gewerbe-Section wollen und nicht wollen muß. Hoffmann wird mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich sein Princip, sobald ich es einmal eingesehen, angenommen und vertheidigt habe. Hätte er mich zur rechten Zeit von der Instruction unterrichtet, so hätten wir alle diese Albernheiten vermieden. Uebrigens bin ich gar nicht gegen Simon, der meines Gefallens seinen Zweck ausnahmsweise erreichen kann, sondern nur gegen das Eindringen der Bau-Deputation.

Jetzt ein Wort über die Universitäten!

Möller wird durch Stäudlin wohl nicht entbehrlich, da Frankfurt nun einmal einen reformirten Professor

haben muß. Nur muß meines Erachtens Möller die Direction der Gymnasien übernehmen, und nicht mehr als 1000 Thaler erhalten. Könnten Sie uns nicht wegen Stäudlin Gewißheit verschaffen?

Schrader hat einen Ruf nach Greifswald, und man muß eilen. Sind also Sie sämmtlich nicht dagegen, so bitte ich Sie, aber unmittelbar nach Empfang dieses, Bredow zu schreiben, daß er ihn über die Annahme des Rufs nach Königsberg befrage. Daß er ins Preußische will, ist gewiß. Ich weiß dies Alles durch Wolf, mit dem Sie gut thun würden zu sprechen.

Für die zweite Professur in Königsberg ist in Jena ein Mann, den ich für sehr tauglich halte, Professor Schömann. Ich sah ihn nicht, weil Knebel mir sagte, daß er seinen Beifall durch üble Künste gewinne. Wie ich aber von Goethe und dessen Sohn nachher erfahren, so ist dies durchaus unwahr. Er geht bloß vertraulicher als andere Professoren mit den Studenten um. Er hat großen Beifall, und seine Zuhörer sind eigentliche Anhänger. Er liest sehr fleißig, und sein Vortrag ist ganz exegetisch, indem er immer das Corpus juris zum Grunde legt. Er ist gewißermaßen Gegner von Thibaut, der ihn zum Theil ungerecht behandelt hat. Aber Thibaut hat dem jungen Goethe gerathen, bei niemand, als ihm, Pandekten zu hören. Schömann ist mit der Regierung unzufrieden, weil man ihm einen vorgezogen hat. Goethe nannte mir ihn ausdrücklich einen vorzüglichen Kopf, aus dem, bei diesem Fleiß, sehr viel werden könnte. Bitten Sie Schmedding, sein Buch vom Schadenersatz zu lesen, damit wir uns bei meiner Rückkunft entscheiden können.

Oken ist Oken; O = O. Aber so wunderbar, wie ein so geheimnißvolles Rund sein kann.

Luden ist mit Bredow auch nicht entfernt zu vergleichen. Augusti können wir uns auch freuen, nicht zu haben. Ein junger Dr. Walch scheint als angehender Philologe gut.

Mit Berlin steht es so:

Reil will kommen, macht aber tausend: Wenn, und ich glaube nicht an ihn. Bei meiner Durchreise durch Halle will er seine letzte Bestimmung abgeben.

Savigny nimmt ganz an und schreibt mir einen sehr hübschen Brief. Da ich aber den Geldpunkt noch nicht berührt habe, so will ich nicht vor der Zeit triumphiren.

Von Schmidt weiß ich indirect, aber sicher, daß er, wenn Gießen darmstädtisch bleibt, schwerlich, sonst aber gewiß geht.

Sie sehen, mein Lieber, daß ich nicht müßig bin. Von den drei letzten Männern aber bitte ich Sie mit Niemand zu reden. Bloß von Savigny weiß Wolf.

Mit Ihren Projecten für die Section des Cultus bin ich ganz einverstanden. Aber ich zittere, daß Sie Sich der des Unterrichts entziehen wollen. Das müssen Sie ja nicht.

Es sollte mich sehr freuen, wenn mein Bericht gewirkt hätte. Ich war wirklich sehr bewegt, als ich Königsberg verließ, und das mag gut gemacht haben, was die Schnelligkeit des Schreibens verderbte.

Alles, was Sie mir von Zeller und dem Könige sagen, ist mir unendlich angenehm gewesen. Zeller aber bleibt immer derselbe; er sucht ewig seine Stelle, und übersieht, daß die, auf der er steht, schon die rechte ist. Mit Auerswald kann es der Zufall gut machen. Vernünftig ist es nicht. So weit habe ich dictirt. Ich danke Ihnen jetzt nur noch selbst recht innig und herzlich für die Zuneigung,

die Sie mir fortdauernd beweisen. Mit wem könnte ich aber so gern, als mit Ihnen und Ihren Collegen arbeiten? Glauben Sie gewiß, das Vertrauen, das Sie mir schenken, ist es allein, was mir die Geschäfte noch einigermaßen süß macht. Mit unwandelbarer Freundschaft und Anhänglichkeit

Ihr

U. H.

6.

Offizielle Bevollmächtigung vom 2. März 1810 zur Vertretung „während meiner kurzen Abwesenheit“.

7.

Graf Dohna hat mir gestern die Inlage geschickt, die ich natürlich zuerst Ihnen, liebster Freund, übermache. Wir antworten, denke ich, bloß Dohna. Zuerst wünschte ich, Sie prüften, allenfalls mit Zuziehung Schmeddings, die einzelnen Momente des Schreibens. Mir ist nicht so klar, daß das auswärtige Departement nach dem alten Archivedict Recht hat. Wollen Sie gleich die Antwort an Graf Dohna aufsetzen, so bin ich es sehr zufrieden. Ich kenne Ihre Unparteilichkeit. In dieser Antwort müßte man aber genau sagen, wie die Section ganz unschuldig an einer Sache ist, die bloß Competenz des auswärtigen Departements war. Denn die seine ist hauptsächlich historischen Inhalts, und die anstößige Stelle konnte dem Departement nicht unbekannt sein.

Ich erwarte Ihre schriftliche oder mündliche Aeußerung, ehe ich fernere Schritte mache.

Berlin, 12. März 1810.

H.

Ich werde mich von der morgenden Session dispensiren müssen.

8.

Ich danke Ihnen herzlich für die sehr kräftige, sehr zweckmäßige und sehr gut gerathene Fassung des Schreibens, mein verehrtester Freund. Bis auf die Aenderungen, die ich wieder Ihrem Urtheil gern unterwerfe, bin ich ganz einverstanden. Wollen Sie am Schluß Ideen aus meiner Vorstellung aufnehmen, so finden Sie dieselbe in der Anlage. Den Antrag müssen wir, denke ich, dahin richten, daß die Section jetzt nicht auf der einzelnen Sache besteht, daß ich aber den Minister ersuche, mir wieder einen gleichen Geschäftsgang zu gestatten, und meine Pflicht mir nicht erlauben würde, ihn ferner zu ertragen, ohne die letzten Schritte zu thun, die mir für die Section übrig bleiben. Ich erhalte die Sache wohl recht bald von Ihnen zurück.

Berlin, 25. Mai 1810.

H.

9.

Rudolstadt, den 6. September 1810.

[Erh. 15. curr. Beantw. 27. curr.]

Ich danke Ihnen sehr, liebster Freund, für die mir gütigst überschickten Briefe, die ich sämmtlich richtig be-

kommen. Meine Geschäfte auf den Gütern haben mich länger, als ich glaubte, aufgehalten. Jetzt aber, sobald ich nur noch hier ein Geschäft abgemacht habe, gehe ich schneller. Ich bitte Sie also, jetzt meine Briefe nach Wien zu addressiren. — Ueber die Universität in Berlin habe ich überall die günstigste Meinung gefunden. Halle geht zu Ende. Es hat nur 308 Studenten. Davon hat man wegen der Orden auf 50 entfernt, größtentheils die besten und fleißigsten, und diese werden wohl 40 andre begleiten. — Hermann hatte ich eingeladen, nach Halle zu kommen. Er hatte aber einen schlimmen Fuß. Wie man mir in Gotha sagte, geht er nach Berlin. In Gotha wollte ich Sie doch auf Ukert, den Sie schon kennen, aufmerksam machen. Mir hat er sehr gut gefallen. Wie geht's Ihnen? Bleibt Schön? Sagen Sie mir ein Wort, allenfalls, wenn Sie das vorziehen, durch Theodor, dessen Addresse Sie bei der la Roche erfahren können. Bitten Sie doch auch Niebuhr in meinem Namen, diese Gelegenheit zu benutzen, und grüßen Sie ihn herzlich, wie auch Schön, von mir. Mit herzlicher Hochachtung und Freundschaft

Ihr

H.

10.

Wien, den 29. October 1810.

[Erh. 18. November 10. Beantw. 4. Januar 11.]

Ihr Brief vom 27. vorigen Monats, den ich am 21. dieses empfangen habe, ist mir als ein Beweis Ihrer fortdauernden Freundschaft und Ihres Vertrauens unend-

lich schätzbar gewesen. Sein Inhalt ist freilich übrigens unendlich niederschlagend. Wenn Sie mich aber glücklich preisen, so werden Sie mich auch rechtfertigen. Ich sahe zu deutlich voraus, daß ich nicht einmal so, als unter dem alten Ministerium, fortwirken konnte, und habe immer für verderblich gehalten, das Schlechte durch Beimischung von etwas Besserem zu Halbgutem zu machen und ihm eine Firma aufzudrücken, die es nicht verdient.

Schmerzen muß es, viel Gutes untergehen zu sehen und geschehen lassen zu müssen, daß, was entstanden wäre, nun nie das Licht sieht. Es ist das aber wahrlich nicht so die Schuld der Neu-Angekommenen als noch immer die der alten Minister. Der, in dem wir beide eine große und unleugbare Gutmüthigkeit ehren, trägt eine Schuld, die er nie vor Gott und Menschen verantworten wird und die er mit jedem Tage mehrt. Es wäre gewiß ein heilsamer Einfluß von Anfang an auszuüben gewesen, aber es fehlt ihm an Energie und Geschicklichkeit zugleich. Bedenken Sie nur das Eine, wie unwissend der Staatskanzler über alle Sachen Ihrer Section noch zwei Tage vor meiner Abreise war. Wäre dies möglich gewesen, wenn der Minister seine Partie verträte und beschützte wie er sollte? Es ist wirklich überaus traurig, sich sagen zu müssen, daß alle Eigenschaften dieses wunderbar zusammengebildeten Menschen, gute und weniger gute, zusammenkommen, ihn sehr schädlich zu machen.

Sie in Ihrer Section, mein theurer Freund, haben nun wenigstens die Beruhigung, noch im Stillen und innerhalb der Grenzen, um die sich niemand einmal zu bekümmern Lust hat, viel Gutes zu wirken. Die innere Verbesserung ist ein weites Feld, das Sie und die Section vollkommen beschäftigen kann, ohne dazu gerade vieler

Mittel zu bedürfen. Auch bin ich überzeugt, daß Sie fortfahren, hierin unermüdet thätig zu sein, und daß Ihnen der Erfolg nicht entsteht.

Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie mit der Universität wirklich vorgeschritten sind. Sie ist nun da, und sie wird und muß weiter gehen. Ich finde auch in der That ihr Auftreten noch bei weitem ehrenvoller, als man vielleicht eine Zeitlang hoffen durfte. Es sind sehr gute Namen unter den Angestellten, und selbst die Anzahl ist beträchtlich genug. Nur wünschte ich, hätten Sie nicht die gleichsam entschuldigende Einleitung gemacht. Sie kann keine gute Wirkung hervorbringen, und ist auch ein solcher Eindruck freilich nur vorübergehend, so ist er immer von einigem bleibenden Schaden.

Sie sagen mir kein Wort über Zeller und sein Institut. Ich aber muß Ihnen darüber schreiben. Man meldet mir nämlich unterm 1. dieses von Yverdun, daß Sie damals vor einigen Tagen dahin geschrieben hätten, um (dies sind die Ausdrücke) um Gottes Willen zu bitten, Ihnen einen Lehrer zu schicken, der Zeller die Spitze biete, da Alles sonst zu Grunde gehe. Ich weiß nicht und glaube nicht, daß das so wahr ist. Ich verstehe nicht einmal recht die Absicht, da sie unmöglich die sein kann, einen neben und mit Zeller zu haben. Man empfiehlt mir nun aber sehr Türk; er und seine Frau haben Lust zu kommen, und man bittet mich, dazu beizutragen. Man schickt mir sogar zu diesem Behufe den inliegenden Zettel.

Sie kennen mich genug, um überhaupt zu glauben, daß ich nicht auf diese Weise empfehle. Hier ist der Fall doppelt bedenklich. Ich hege nicht das sichere Zutrauen zu Türk, das zu solcher Berufung erforderlich ist, ja ich

gestehe Ihnen, daß ich jede Berufung aus der Schweiz mißbillige, sie müßte denn bloß einen subalternen Lehrer unter Zeller selbst betreffen. Ein Volkslehrer ist etwas durchaus anderes als ein Professor. Es kommt viel mehr auf die Eigenschaften des Charakters an, da Sie immer bei einem solchen Verschreiben die wichtigste Angelegenheit der Section durchaus in fremde Hände legen und fremder Beurtheilung überlassen. Wenn Zellers Berufung ein Mißgriff war, so ist gar kein Grund, nun zu hoffen, daß eine zweite nicht ein zweiter Mißgriff sein wird. Der erste war verzeihlich, denn zuerst mußte man, schon des Namens wegen, einen Fremden haben, jetzt hört diese Nothwendigkeit auf. Die Methode ist jetzt theoretisch und praktisch bei uns bekannt. Die Schweiz weiß darüber nicht mehr wie Deutschland; was man dort hat, hat man gewiß bei uns auch. Muß es also (was man aber ja, so viel als möglich, verhüten muß) dahin kommen, daß Zeller gehe, so nehmen Sie ja einen Director, den Sie nahe haben, den Sie kennen, dessen Berufung nicht wie das Verschreiben eines Wundermannes und dessen vielleicht wieder mögliche Entfernung nicht wie ein Schwanken in der Methode selbst aussieht. Wäre in den Schweizern mehr Praxis, so nähmen Sie subalterne Lehrer daher, und urtheilen Sie erst selbst, ob einer von diesen sich schickt, an die Spitze gestellt zu werden. Können Sie bei uns keine Wahl treffen, so hoffen Sie nicht auf die Schweiz. Es ist nur ein Appelliren von der bekannten Ohnmacht an die unbekannte. Verzeihen Sie meine Wärme und meine Offenheit hierüber, liebster Freund. Aber die Sache liegt mir am Herzen, mehr wie irgend etwas Andres. Sie ist übrigens Ihr Werk ursprünglich, und es muß Ihnen selbst daran liegen, den Erfolg nicht

in die Hände des Zufalls zu geben. Sagen Sie mir doch ja aber einige Worte darüber.

Gern wüßte ich auch, ob die Ministerialconferenzen noch so wie sonst fortdauern oder ob vielleicht eine heilsame Aenderung ist?

Grüßen Sie alle unsere gemeinschaftlichen Freunde, haben Sie herzlichen und innigen Dank für Ihr gütiges Andenken und das Zutrauen, das mich lebhaft gerührt hat und fahren Sie mit Eifer und Geduld in einer wichtigen und sich doch selbst lohnenden Arbeit fort. Mit aufrichtiger Hochachtung und Anhänglichkeit

Ihr

H.

11.

Wien, den 26. Februar 1811.

[Erh. 14. März durch Herrn Rauch aus Rom.]

Unter Manchem, was ich seit meinem Hiersein aus Berlin erhalten habe, hat mir nur Ihr Brief, theurer Freund, Muth eingeflößt und für öffentliche Thätigkeit einige Freudigkeit gegeben. Nicht daß Sie mir viel Tröstliches melden; fast im Gegentheil. Aber weil ich sehe, daß Sie mit allem Eifer an dem hängen, was wir zusammen betrieben, daß in Ihnen der Geist ist, der das Gute ohne kleinliche Rücksichten fördert, und daß Sie wenigstens bis jetzt noch einigermaßen haben handeln können.

Mit und über Zeller sind wir einverstanden, und wenn sein Nachfolger in Königsberg so ist, wie Sie ihn mir

schildern, so wird er Gutes wirken. Sich Türk nicht auf den Hals zu laden, haben Sie sehr gut gethan.

Wegen Schuckmann (ich kann Ihnen in diesem Briefe frei reden) kann ich Sie nur bedauern. Ich habe zwar wirklich einen Augenblick im Sinne gehabt, ihn statt meiner (ehe ich annahm) vorzuschlagen. Aber ich habe mich auch gleich geschämt, und ich selbst übersah damals die Sache nicht. Es kann Niemand unvorbereiteter in einen Posten kommen, als ich in meinen vorigen. Erst wie ich ihn hatte, hat mich eigenes Nachdenken (wofür ich Königsberg, wo mir Einsamkeit und hübsche Natur Gelegenheit dazu gaben, ewig dankbar sein werde) auf die eigentlichen Gesichtspunkte geführt. Schön hat vielleicht zu schneidend, aber wahr über ihn gesprochen. Er hat und kann nur niedrige, nur Nützlichkeits- und nur Aufklärungs-Projecte aus der alten Berliner Periode geben. Im Uebrigen kann ich ihn nicht beurtheilen. Die Section war in sich trefflich. Selbst die Elemente, die man bekämpfen mußte, waren noch gut und konnte man noch achten; eins ausgenommen, das, mit einiger Kraft behandelt, sich leicht abfinden ließ. Warum hat man Sie nicht zum Chef gemacht?

Ich höre jetzt, daß Sie Ihren Abschied gefordert haben. Ich tadle Sie gewiß nicht, ich glaube aber auch nicht, daß Sie ihn erhalten werden. Man hat Leute von Kraft und Selbstbewußtsein nicht gern, aber man läßt sie auch nicht gehen. Ich fürchte aber etwas Andres. Trennung des Cultus und Unterrichts. Ich muß Sie noch einmal davor warnen. Ich habe es, wie Sie wissen, schon immer getadelt, daß Sie wirklich bereits einmal den Plan dazu gemacht hatten. Sagen Sie mir recht bald, welchen Ausgang dies genommen hat.

Von der Lage des Ganzen bei uns kann ich mir, trotz vieler einzelnen Berichte, doch keinen vollkommenen Begriff machen. Aber was mich erschreckt, ist, daß ich um Hardenberg in den ersten Posten keinen Menschen von wahrem Kopf sehe; daß die, die ich für die Klügsten und Besten gehalten habe, gar keine Rolle, und fortwährend keine, spielen; daß dagegen Jüngern, die (wie Raumer) mir nur mit vieler Vorsicht gebraucht werden zu müssen scheinen (und doch nenne ich mit Fleiß noch einen der Besten), viel eingeräumt wird; daß Landstände auf eine Weise versammelt sind, daß sie weder Vermittler zwischen Regierung und Volk, noch Leiter der ersteren, noch Beförderer eines selbstthätigen Geistes in der Nation sein können; daß endlich die Zügel doch schlaff genug gehalten werden, daß ein Aufstand wie der im Plessischen möglich ist. Ich meine es gewiß gut und treu, ich bin zufrieden mit meiner Lage, und verlange keine andre. Ich bin seit langen Jahren gewohnt, Hardenberg zu achten und zu lieben; ich kann nicht so unglücklich sein, schwarz zu sehen, wenn die Sachen gut stehen. Das macht mich fürchten, und immer mehr von öffentlichen Geschäften absehen, um eine Privatruhe zu suchen, die in einem Amt, selbst bei vieler Muße, doch Besorgniß und eine unvermeidliche ängstliche Aufmerksamkeit rauben.

Auch studire ich, soweit ich bei den nicht zu verhindernden Zerstreuungen kann, und suche, mich in mich selbst einzuspinnen. Meine Familie ist dabei heiter und wohl, und mein Loos so glücklich, daß ich mich dessen schämen würde, wenn nicht jeder Tag mehr bewiese, daß ich Recht hatte, eine Aenderung meiner Lage zu suchen.

Von der Universität kann ich nur die Wunder erwarten, die manchmal ganz unerwartet die gute Constitution eines Siechenden hervorbringt. Ein Institut, für das noch so viel geschehen mußte und das doch nur, auch so, mit dem allmählichen Heben der ganzen Staatsmaschine und der Nation selbst, getragen werden konnte, kann wohl jetzt nicht gedeihen. Es ist genug, wenn es so bleibt, daß die Zeitungen rühmen können, ohne daß sie geradezu Lügen gestraft werden.

Leben Sie herzlich wohl und glücklich, liebster Freund, mit den Ihrigen. Vergessen Sie mich nicht, und erhalten Sie mein Andenken auch bei unsern gemeinschaftlichen Freunden. Mit inniger Achtung und Freundschaft

Ihr

H.

12.

Wien, 29. August 1812.

[Erh. 5. September 12. Beantw. 5. Februar 13.]

Ein langer Brief Vaters, der mich noch in Berlin treffen sollte, allein mich dort verfehlt hat, veranlaßt mich, verehrungswürdigster Freund, mich mit diesen wenigen Zeilen an Sie zu wenden. Vater klagt nämlich (da ich gegen Sie offen reden kann, ohne fürchten zu dürfen, dem Manne, dem ich helfen möchte, Schaden zu thun) ziemlich bitter, daß Königsberg zurückgesetzt, und gewissermaßen vergessen wird, daß er selbst (ohne jedoch Forderungen für sich zu machen) sich nicht in einer vortheilhaften Lage befindet, und daß, was der eigentliche Punkt

ist, über den er um Abhülfe bittet, seine gutgemeinten, und, wie er glaubt, auch zweckmäßigen Vorschläge über die Königsberger Bibliotheken nicht angenommen, ja, wie es schiene, nicht einmal berücksichtigt werden. Er drückt sich sehr dankbar über die ihm immer von Ihnen bewiesene Theilnahme aus, und überläßt mir, ob und was ich für ihn thun könne. Sie fühlen und wissen, liebster Freund, daß ich weit entfernt bin, mich auch nur durch Verwendung in Dinge zu mischen, die ich zwar mit gleicher Theilnahme auch noch jetzt immer verfolge, auf die ich aber übrigens gar keinen Einfluß haben kann. Allein es hat mir doch nöthig geschienen, um Vatern nicht zu ungefällig zu erscheinen, seine Bitte Ihnen mitzutheilen, und Ihnen zugleich meine Meinung darüber zu sagen. Der angeblichen Zurücksetzung Königsbergs erwähne ich nicht weiter. Mir selbst fielen einige Aeußerungen Süvern's auf, und ich habe mit Ihnen darüber gesprochen. Ich kann nur sagen, daß es mir ungemein weh thun würde, wenn man weniger emsig hegte, was gut und thätig dort gestiftet wurde, und was dort in dieser Entfernung und Isolirung unumgänglich nothwendig ist. Doch sollte ich es auch kaum glauben, und Vater sieht das wohl zu melancholisch an. Zur Verbesserung der eignen Lage Vaters würde ich, wenn ich auch noch selbst in der Section wäre, nie vorschlagen, mehr zu thun. Er war sehr reichlich gesetzt, stiftete nur einen geringen Nutzen als Lehrer, und hat sich neulich durch seine Sucht zu predigen noch überdies sonderbar gezeigt. Allein zum Bibliothekar taugt er, meinem Urtheil nach, wirklich, und sollte es daher wahr sein, daß seine Vorschläge, die sich auf die Bibliothek beziehen, wirklich bei den übrigen Geschäften der Section unbeachtet ge-

blieben wären, oder daß man versäumte sie auszuführen, weil sie einigen Aufwand mit sich bringen, so möchte ich Sie recht sehr bitten, dem, wenn Sie es können, abzuhelfen. Ich werde Vater indeß sagen, daß ich seine Sache in Absicht der Bibliothek Ihnen empfohlen hätte, die Beurtheilung der Möglichkeit, etwas zu thun, aber bloß Ihnen überlassen müßte.

Wie ungemein und über alle Maßen mich die Freundschaft und herzliche Theilnahme gefreut hat, die Sie, theurer Freund, mir bei meinem jetzigen Aufenthalt in Berlin bewiesen haben, kann ich Ihnen in der That kaum ausdrücken. Dies fortdauernd gütige Andenken an mich, dies Vertrauen, und diese wirkliche Anhänglichkeit und Freundschaft, die Sie und einige Andre mir bewiesen haben, haben mich wirklich tief und lebhaft gerührt; ich weiß sehr gut, daß zu der Zeit, da ich mit Ihnen arbeitete, mir noch Manches abging, allein ich weiß auch, daß ich dies mit der Zeit mehr gewonnen haben würde. Seien Sie überzeugt, daß ich immerfort den aufrichtigsten Antheil an Ihnen und Ihren Geschäften nehmen werde, und daß mich die Annehmlichkeit und Unabhängigkeit keiner Lage abhalten würde, selbst wieder darin thätig zu sein, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte, und ich hoffen könnte, nützlich zu sein. Empfehlen Sie mich allen unsern gemeinschaftlichen Freunden und leben Sie recht wohl. Mit aufrichtiger und herzlicher Hochachtung und Freundschaft

Ihr

H.

13.

Wien, den 16. Februar 1813.

[Erh. 24. Februar. Beantw. 13. April.]

Ich danke Ihnen herzlich, verehrungswürdigster Freund, für Ihren gütigen, und mir so ungemein schätzbaren Brief vom 5. dieses Monats. Ich kann mich unmöglich entschließen, ihn liegen zu lassen, und beantworte ihn lieber gleich, auch auf die Gefahr, heute, da ich jetzt sehr mit Arbeiten überhäuft bin, mich kürzer fassen zu müssen.

Das kleine Väterchen hat mich sehr lachen machen. Seine Anmaßungen sind wirklich höchst sonderbar, und das Beste ist nur, daß er sich doch am Ende bescheidener begnügt. Die Aehnlichkeit einiger meiner Beschäftigungen hat mich in den Stand gesetzt, die Arbeiten, die er in den letzten Jahren gemacht hat, genau zu prüfen; es ist überall sehr viel Fleiß, große Genauigkeit, und daher unverkennbares Verdienst in den Resultaten; allein ich versichere Ihnen, daß es ordentlich schwer ist, sich so viel mit verschiedenartigen Sprachen zu beschäftigen, ohne auch nur auf Eine richtige allgemeine Idee, oder eine tief gelehrte Ansicht zu kommen. Er scheint ganz zu vergessen, daß das Herumtreiben in vielen und halbbarbarischen Sprachen durchaus verderblich ist, und auch in sich nicht mehr die Fruchtbarkeit hat, wenn man versäumt, bei Einer wichtigen und ausgebildeten immerfort mehr in die Tiefe zu gehen. Er hätte dies, als Orientalist, nothwendig thun sollen, mir aber ist wenigstens nichts davon bekannt geworden. Gewiß, lieber Freund, also haben Sie Alles gethan, was man billigerweise verlangen kann,

und dafür danke ich Ihnen herzlich. Denn dies ist man seinem Fleiße wirklich schuldig, und er wird sich nun hoffentlich beruhigen. Mir hat er seitdem nicht wieder geschrieben. Das Königsberger Curatorium scheint, wie ich aus Ihrem Briefe sehe, immer seine alte Parteilichkeit beizubehalten.

Wie auf einmal die Scene in Königsberg sich verändert hat, daran höre ich nicht auf zu denken. Leider hört man nur hier sehr wenig vom Detail. Ich weiß nicht, ob Sie ausführlicher in Berlin unterrichtet sind. Mir fallen täglich tausend Fragen ein. Wie mag A. mit H. stehen? wie Sch., auf den dieser zuletzt gar nicht gut zu sprechen war, fertig werden? Hat D., der unsrige, an etwas Theil genommen? Man hört nicht auf zu fragen. Ob? wie? sich das jetzige Chaos entwirren wird? ist kaum menschlicher Weise vorauszubestimmen. Allein seien Sie überzeugt, daß ich thätig bin, und daß, wie es auch kommen möge, ich gern in Alles eingehen werde, was mich zu Ihnen zurückführt. Sie haben mir so viel Vertrauen, Anhänglichkeit und Liebe bewiesen, daß ich immer mit herzlicher Freude auf die anderthalb Jahr zurücksehe, die wir mit einander arbeiteten.

Ihre Frage über Kohlrausch beantworte ich, unter dem Siegel des Vertrauens, mit völliger Offenheit. Der Grund von Kohlrauschs Charakter ist sicherlich gut; er ist aus uneigennützigen Absichten thätig; hängt seinen Freunden, so lange er sie dafür hält, fest an; und ist dafür und für eine gute Sache großer Aufopferungen und Selbstverleugnungen fähig. Allein er ist von einer unglaublichen Eitelkeit und einem übertriebenen Selbstgefühl, hat einen unglücklichen Zug zur Klatscherei, keinen Schatten von Menschenkenntniß mit ewiger Sucht, in sich

und äußerlich über alle Menschen abzusprechen, und hält gegen seine vermeinten Feinde ziemlich alle Mittel für erlaubt. Wenn man ihn mit Ernst und Strenge behandelt und ihn zugleich Achtung und Zuneigung fühlen läßt, vermag man sehr viel über ihn, und zur Aufsicht über eine Anstalt wie die Charité, wo man sich immer beißen muß, halte ich ihn, wenn er selbst wieder ordentlich gezügelt wird, für unverbesserlich. Wenn man ihn aber ganz gehen läßt, wie Dohna that, und sein Nachfolger in noch schlimmerer Art, so ist oder kann er auch höchst verderblich sein. Theoretische Anlagen hat er im Grunde wenig, und von Kopf ist er eigentlich nur mittelmäßig. Aber er hat, als Arzt, großen Eifer, einen sehr scharfen Blick, und praktische Kenntniß aller ihm immer gegenwärtigen Mittel; als Wundarzt große Besonnenheit, Sanftheit und die beinahe ängstliche Begierde zu gelingen, welche, ohne je verwirrt zu machen, die Kraft nur mehr anspannt, und den Muth durch das Gefühl der eigenen Anstrengung erhöht. Wenn mir gerade viel an meiner Gesundheit läge, würde ich mich Keinem so gern in Krankheiten und in Operationen anvertrauen. So sehr er auch oft prahlt, ist er nie leichtsinnig und windbeutelig. Kurz — ich leugne es nicht, ich bin ihm, so sehr ich alle seine Fehler sehe, sehr gut und mehr als ich, aus Gründen, gegen ihn äußere, und würde gern mit ihm etwas unternehmen, und wenn es sonst seinen Kräften angemessen wäre, auf ihn mit vollkommener Sicherheit zählen. Er zeigt gegen mich und die Meinigen eine fast beispiellose Anhänglichkeit, ob wir gleich, da er uns wirklich (obgleich nicht eigentlich *mir*) eine sehr wichtige Ursache dazu gegeben hat, ihn mehr kalt behandeln. Andre haben mir wohl gesagt, daß er auch

gegen mich spräche, und sich über mich aufhielte. Dies hat aber nie Eindruck auf mich gemacht, weil, wenn es auch wahr sein sollte, es doch gewiß in keiner hämischen Art geschehen ist. Er wird über einzelne Dinge oder Aeußerungen von mir gesagt haben, was ihm einfiel, und warum soll das nicht jeder? — Man beurtheilt ihn meistens falsch, zu günstig, oder zu schlecht. Auf Ihre Freundschaft stützte er sich immer sehr, und ich glaube, Sie können und müssen sie ihm erhalten, und nur ihn freimüthig behandeln, und ihm geradezu sagen, was Ihnen mißfällt.

Mit herzlicher Anhänglichkeit und Freundschaft

der Ihrige

H.

14.

Paris, den 1. Junius 1814.

Ich schicke Ihnen, theurer Freund, in der Anlage einen Brief eines Mannes, über den wir oft in der Zeit sprachen, in der wir diese Gegenstände gemeinschaftlich abmachten, und deren ich mich immer mit so lebhafter Freude erinnere. Ich muß es ganz Ihnen überlassen, ob Sie etwas für ihn thun, auch nur mit Herrn von Schuckmann über ihn reden wollen. In diesem Falle wünsche ich, daß Sie meiner dabei nicht erwähnen.

Ich habe Ihnen sehr lange nicht geschrieben, und bin kaum einer halben Stunde Herr in dem Gewirr von Geschäften und Gesellschaften hier. Der Friede ist nun geschlossen; es ist närrisch, daß der letzte, den ich hier in

Paris mit Kanonendonner begrüßen hörte, gerade der Luneviller war, der nun durch den gegenwärtigen aufgelöst ist. Wir gehen in einigen Tagen nach England, nachher nach Wien zu einem Congresse, von dem ich wünsche, daß ein deutscher Geist auf denen walten mag, die daran Theil nehmen. Mit diesem Congreß ist dann die wichtigste Epoche der Zeit beendet, alles Künftige, insofern es Geschäfte betrifft, ist mir gleichgültiger. Ich käme gern vorher einige Tage nach Berlin, zweifle aber an der Möglichkeit.

Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihre mir ewig unschätzbare Freundschaft!

H.

15.

[Erh. 19. April 16. Beantw. 30.]

Ein unseliger Schreib- und Druckfehler macht den armen Ilgen in der Schulpforte sehr unglücklich. Er hat sich in den Adelstand erhoben geglaubt. Er hat darin allerdings sehr Unrecht gehabt. Allein Sie wissen, mein verehrungswürdiger Freund, wie geschäfts- und weltunkundig bloße Schulmänner oft sind. Er hat, wie es scheint, mehrere Tage lang, ehe er das erklärende Rescript des Ministers bekam, die Glückwünsche zur Standeserhöhung angenommen, und gethan, als wäre sie wirklich; nun kennen Sie auch die kleinlichen Verhältnisse, die in einer abgesonderten sächsischen Schule, wo es Oekonomen, Rentmeister u. s. f. giebt, obwalten. Der arme Mann ist also sehr gedrückt, und war entschlossen (wovon ich Sie aber bitte noch keinen Gebrauch zu machen) sogleich seine Entlassung zu fordern. Er ist noch so naiv,

daß er glaubt, daß die Minister die Munda lesen, die sie unterzeichnen, und sieht seine Ehre als förmlich verletzt an.

Ich habe ihm auseinandergesetzt, daß die ganze Sache ein bloßes Kanzleiversehen ist, an dem der Minister völlig unschuldig ist, daß eine Kränkung der Ehre hier auch nicht von fern ins Spiel kommt, und habe ihm vorgestellt, wie Unrecht er haben würde, durch die Forderung seines Abschieds eine Empfindlichkeit über eine Sache zu zeigen, welche, auch wahr, ihn nicht einmal hätte sonderlich freuen sollen. Sollte indeß, wofür er doch auch wieder nicht kann, die Sache um ihn her eine solche Sensation machen, daß er nicht bleiben könne, habe ich ihm gerathen, eine Versetzung nachzusuchen, die vielleicht jetzt selbst nach Cölln möglich sei. Ich habe ihm ferner gesagt, an Ew. Hochwohlgeboren zu schreiben, und ihm versprochen, ihn Ihrer Güte zu empfehlen.

Dies thue ich denn hiermit recht herzlich, da ich den in vieler Rücksicht verdienten Mann seit fast 20 Jahren kenne. Ich gebe zwar zu, daß er in diesem Falle unvorsichtig, vielleicht sogar eitel gehandelt hat. Allein ich erinnere mich von der Zeit her, wo ich noch das Glück hatte, mit Ihnen zu arbeiten, daß wir solche Schwächen der Schulmänner menschlich aufnahmen, und daraus entstehenden Verlegenheiten möglichst zu Hülfe kamen.

Dies bitte ich Sie, auch hier zu thun, soviel es angeht. Man darf wirklich nicht ganz übersehen, daß in einer Anstalt, wie die Pforte ist, ein solcher Vorfall einem Rector wesentlich schaden, und daher auch seiner Thätigkeit nachtheilig werden kann.

Es hat wohl Fälle gegeben, wo man Leute geadelt hat, weil ihnen der König oder das Ministerium einmal

so fälschlich geschrieben hatten. Indeß rede ich davon nicht, weil man hier schwerlich wird zu diesem Mittel greifen wollen. Ich sehe daher hier nur zwei andre Mittel, die auch an sich nicht schwierig sind. Entweder ist man bei Ihnen geneigt, den Mann zu versetzen, nun so wird das, da er unstreitig im jetzigen Unmuth überall hingeht, eine sichere Aushülfe sein; oder man will ihn schlechterdings da lassen, dann ist es nöthig, ihn durch etwas zu heben. Dies nun kann dadurch geschehen, daß ihm der Minister selbst auf eine freundliche Art schriebe, das Versehen entschuldigte, und ihm jeden Verdacht, als könnte er dadurch gekränkt werden, nähme. Ein solcher Brief, den er zeigen könnte, würde schon Eindruck machen. Dann aber könnte man ihm in Rücksicht der Schule selbst vom Ministerio aus ein Zeichen des Vertrauens geben, daß man ihm auftrüge, über die ökonomischen Verhältnisse der Anstalt, die gar sehr einer Revision bedürfen, wie ich bei öfterer Durchreise wohl flüchtig selbst bemerkt habe, Bericht zu erstatten, oder wenn man ihn, wenn dies nicht außergewöhnlich scheint, nach Berlin kommen ließe, um sich mit ihm mündlich über die Anstalt zu besprechen.

Verzeihen Sie, theurer Freund, die Mühe, die ich Ihnen mit diesen Zeilen mache. Aber es liegt mir wirklich an der Ruhe des Mannes, und dann benutze ich zugleich gern jede Veranlassung, Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Hochachtung und aufrichtigen und unwandelbaren Freundschaft zu erneuen. Mit diesen Gesinnungen zugleich

der Ihrige

H.

Frankfurt, den 17. April 1816.

16.

[Erh. 26. Juni 16. Beantw. 9. Juli.]

Ich habe eine Couriergelegenheit abgewartet, um den wichtigsten, nicht Ilgen betreffenden Theil Ihres freundschaftlichen Briefes zu beantworten, theurer Freund. Jetzt erscheint eine, die mir aber sehr wenig Zeit läßt. Ich werde mich also auf wenig Worte beschränken müssen.

Ihre Klagen sind vollkommen gegründet, allein ich weiß ihnen nicht abzuhelfen. Ich sehe, wie Sie, daß die Berlinische Universität mehr noch als untergeht, allein wenn ich auch dem Staatskanzler davon rede, so kann das nicht helfen. Das Uebel kann nicht durch Einen Schritt, durch eine einzelne Geldanweisung gehoben werden. Es muß ein Geist, eine Sorgfalt, wenigstens ein guter Wille da sein, die hegen, schützen, heben. Von dem Allen ist das Gegentheil. Ich mache Ihnen, der Sie mich immer mit so wahrhaft freundschaftlichem Vertrauen behandelt haben, kein Hehl daraus, daß ich den Mann, der dies Departement hat, zu wie viel andern Sachen er gut sein mag, zu dieser durchaus und auf immer untauglich halte. Ich habe es dem Staatskanzler nicht Einmal, sondern viele male gesagt. Mehr ist nicht zu thun. Allein es ist nicht das allein. Der Geist ist aus Allem gewichen. Man sinkt in eine ungeheure Alltäglichkeit zurück, und das unter einem Manne, der gar nicht so ist, der die trefflichsten Seiten hat, mit dem man nicht bloß viel machen könnte, sondern der den Besten selbst noch anfeuern würde, der nun aber den einzigen Fehlgriff immer fortsetzt, daß er nicht seine wahre und eigentliche Stelle finden kann, der zu viel eingreift und nicht genug herrscht. Ein Staatskanzler konnte nur eine transitorische Sache

bei uns sein, und es ist keine Stellung, die der, welcher die Geschäfte in ihrem Wesen auffaßt, je annehmen würde. Wir müssen ein Ministerium haben, ein gut organisirtes Ministerium, ein einiges, aber in dem einer dem König so nahe, wie der andre steht. Nur so können die Sachen gehen. Ich gehöre gewiß nicht zu den Tadlern, ich bin gewiß streng gegen Niemand, ich suche nichts für mich, und rede über diese Dinge nur wenn man mir davon redet. Aber es ist mir nicht möglich, mich der Wahrheit zu verschließen, und dies ist die Wahrheit. Sie werden mir sagen, daß ich Ihnen schlechten Trost für das gebe, wofür Sie wünschen, daß ich handle. Allein es ist nicht anders thunlich. Bei allem Regime ist das Erste und Wichtigste die Form; das Zweite die Personen; das Dritte das einzelne Handeln. Bedenken Sie das recht, und Sie werden finden, daß das, was Sie wünschen, unendlich mehr ist, als sich bei uns, ohne tief einzugreifen, erreichen läßt. Bedenken Sie, daß die Form des Regimes bei uns durchaus tadelhaft ist, und daß man bei den Personen viel aussetzen kann; so bewundre ich noch immer, daß es so gut, und noch immer besser als in andern Staaten geht. Allein mit diesem Trost muß man sich nicht einschläfern lassen. Preußen ist mit keinem andern Staat vergleichbar; es ist größer, und will nicht bloß, sondern muß größer sein als sein natürliches Gewicht mit sich bringt, und es muß also zu diesem etwas hinzukommen. Dies Etwas sind jetzt die Umstände und der auf Einen Punkt energisch gerichtete Volkssinn gewesen, zu Friedrichs II. Zeiten war es dessen Genie; als weder dieses noch jenes waltete, war die trostlose Zeit. Man müßte also eine dauernde moralische Macht organisiren, die nichts Andres ist, als eine feste,

systematische, zusammenhängende Administration, in allen Theilen gemacht, die Stimmung der Nation zu erheben, indem sie sie beherrscht. Um so etwas hervorzubringen, muß man nicht ewig das Rad der kommenden und gehenden Akten umwälzen. Man muß in Muße auf das denken, was in keinen Akten steht, oder auf die Akten führen. Hat dazu einer unsrer Minister Zeit, fällt es einem ein? Ich wünsche es. Daß die Sachen je ganz gut werden würden, darf kein Vernünftiger erwarten. Mein Horoskop ist das. So lange der Reichskanzler in Thätigkeit bleibt, wird, wenn man auch Manches auszusetzen hat, das Ganze in seinem Gange bleiben, das Einzelne, auch Vieles vorzüglich gehen, weil ein vorzüglicher Mensch an der Spitze ist und nur den einzigen Fehler hat, die Form zu verachten. Geht er einmal ab, so kann es wieder gut gehen, wenn es ein Ministerium und wahre Minister gibt. Aber sonst nicht. Denn Staatskanzler wird Niemand, als der es nicht gut sein kann; ein andrer wird ehrlich und klug genug sein, sich vor einer solchen Stellung zu hüten.

Für Alles, was Sie, theurer Freund, für Ilgen gethan haben, danke ich Ihnen herzlich.

Leben Sie wohl und rechnen Sie ewig auf meine wahrste Hochachtung und lebhafteste Ergebenheit.

H.

Frankfurt, den 18. Juni 1816.

17.

Frankfurt, den 10. August 1816.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen, verehrungswürdigster Freund, meinen Agamemnon zu

einer gütigen Aufnahme zu empfehlen. Es ist eine sehr alte Arbeit, die ich in späteren Zeiten, und zuletzt während der Campagne von 1813 und 1815 umgearbeitet habe. Ich hatte von Anfang an eine solche Liebe zu diesem Stück des Aeschylus gerade gefaßt, daß ich dem Bemühen, es zu übersetzen, mit einer Art Treue angehangen habe, von der ich nur wünsche, daß sie nicht geschadet haben mag. Denn allerdings kann manchmal das Streben nach Vollendung auch der Sache zu viel thun. Vielleicht aber finden Sie in der Einleitung einige Ideen, die Sie interessiren und die ich hier nur andeutete, um sie vielleicht einmal weitläuftiger auszuführen. — Meine Frau ist seit einigen Tagen bei mir, was mich sehr glücklich macht. Sie empfiehlt sich Ihnen auf das Freundschaftlichste. Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken. Mit der herzlichsten Freundschaft und Anhänglichkeit

der Ihrige

H.

18.

[Erh. 18. September 16. Beantw. 27. Januar 17.]

Nur überhäufte Geschäfte hinderten mich, schon vor mehreren Tagen an Ew. Hochwohlgeboren für den Dr. und Prediger Freytag zu schreiben, der Ihrer Güte bereits so viel verdankt. Er wünscht seinen Aufenthalt in Paris verlängern zu können, und Herr Silvester de Sacy erklärt ihn für einen der stärksten Orientalisten. Mehr bedarf es nicht, um Ew. Hochwohlgeboren Theilnahme zu er-

wecken. Sehen Sie, was Sie für den armen Mann thun können.

Obgleich meine Arbeit beim Bundestag vielleicht, als wahre Arbeit, kaum angesehen wird, so beschäftige ich mich doch mit demselben als sollte ich dabei bleiben, und suche mir Rechenschaft zu geben von dem, was, wenn es auch nicht geschieht, doch geschehen müßte, damit ich nicht von mir sagen müsse, was Luden in der Nemesis sehr naiv bei Gelegenheit eines doch von ihm ungeheuer gelobten Aufsatzes des Herrn von Gagern sagt, daß auch Staatsmänner noch nicht wüßten, was man nun eigentlich mit dem Bunde anfangen sollte. Unsre rheinisch-katholischen Kirchenangelegenheiten sind bei dem Bunde von großer Wichtigkeit. Der Papst und Andre werden sie schon zur Sprache bringen. Es wäre mir sehr interessant, Schmeddings Meinung darüber zu kennen: die Erörterung der einfachen Frage, wie Preußen sich darüber beim Bundestag erklären, wie diese Kirchen behandeln muß? Auch hätte ich gern Niebuhrs Instruction, wenn es nämlich nicht eine so wie ehemals bloß im auswärtigen Departement gemachte ist, als man mir mitgab, die denn freilich bloß die äußere Schale des Geschäfts berührte.

Meinen Agamemnon werden Ew. Hochwohlgeboren erhalten haben.

Noch bittet mich Koreff, ihn Ihrer Güte zu empfehlen. Ueber Manches an ihm würden wir uns mündlich leicht verständigen. Aber Geist, Kenntnisse und Thätigkeit besitzt er gewiß in einem sehr ausgezeichneten Grade.

Leben Sie herzlich wohl, verehrtester Freund, und erhalten Sie mir Ihre gütigen und wohlwollenden

Gesinnungen. Mit der herzlichsten Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

H.

Frankfurt, 12. September 1816.

19.

Burgörner, den 13. Februar 1817.

[Erh. 19. Februar 17.]

Ew. Hochwohlgeboren gütiges und freundschaftliches Schreiben, für das ich Ihnen nicht genug danken kann, ist so inhaltreich, daß es sich nur mündlich beantworten läßt. Dennoch kann ich meine Kinder nicht abreisen lassen, ohne ihnen wenigstens einige Zeilen für Sie mitzugeben. — Ich danke Ihnen herzlich für die Nachrichten über Niebuhr und seine Instruction. Des braven Schmedding Hoffnungen waren wohl nicht zu erfüllen; so etwas thäte der Papst nie. Allein dazwischen und zwischen der erbärmlichen alten Instruction liegt noch viel in der Mitte. Es ist unbegreiflich, wie man noch immer Herrn von R. in dieser Sache walten lassen kann, und nicht einsieht, daß das ganze auswärtige Departement bei dieser Sache nur ein anständiger Briefträger zu sein braucht. Soviel ich aus Ihrem Briefe sehe, hat man Ihrem Departement einen von mir im November oder December erstatteten Bericht über die Behandlung der Kirchensachen beim Bundestage gar nicht mitgetheilt. Ich hatte doch ausdrücklich darauf angetragen. Ueber den Frankfurter Posten hat man Ihnen nicht so das

Richtige gesagt, daß es nicht einer Erklärung von mir bedürfte. Die Stelle im Bundestag ist mir nie, weder direct noch indirect, angetragen worden, ich habe sie also auch nie ausgeschlagen. Als Goltz schon ernannt war, hat man sie mir interimistisch gegeben, und da, zwischen Hänlein und Goltz auf die wunderbarste Weise eingeklemmt, habe ich sehr gedrungen, sie bald abgeben zu können, und mag mich wohl so geäußert haben, wie man Ihnen gesagt hat. Wie man von Oesterreich und Preußen aus den Bund behandelt, würde ich freilich mich nicht verdammen lassen, leeres Stroh zu dreschen. Denn die Bundesgesandten können freilich nichts thun, solange ihre Höfe nicht wissen, was sie mit dem Bunde anfangen wollen oder sollen. Hiervon liegt nun die Schuld nicht an Preußen geradezu, sondern mehr an Oesterreich. Aber sie liegt an Preußen insofern, als es in Wien ganz anders handeln lassen mußte, als durch den jetzigen Gesandten in dieser ihm durchaus fremden Sache geschehen kann, und als es, wenn auch diese Mittel nicht wirksam wären, ganz andere Wege einschlagen sollte. — Auf meinen Gütern hier würde ich wahrlich nicht sein, wenn ich das Mindeste versäumte. Aber ich habe seit dem Anfang Decembers in Frankfurt nichts Bedeutendes mehr zu thun gehabt, und mein verlängerter Aufenthalt daselbst wäre ganz vergeblich gewesen. Nach Berlin hinderte mich auch die Scheu, mich dort, im Warten auf meine Abfertigung, fruchtlos herumtreiben zu müssen, und noch vielleicht gar mancher Pläne und Absichten beschuldigt zu werden, früher zu gehen. So habe ich die Zwischenzeit lieber hier und wirklich sehr fröhlich und glücklich verbracht. Indeß komme ich in den ersten Tagen des Märzes gewiß zu Ihnen. Ihr Beifall, Ihre sich immer

gleichbleibende, gütige Anhänglichkeit, verehrungswürdigster Freund, ist mir ein wahrer und großer Trost. Es freut mich auch, zu hören, daß die, deren Urtheil ich achte, zufrieden mit mir sind. Es ist mehr als je jetzt die Zeit, wo man nichts thun kann, als sich in seinem Geschäft zu isoliren, und da so gut und viel zu wirken, als die Lage erlaubt. So habe ich meine Anwesenheit in Frankfurt betrachtet. Meine Frau grüßt Sie herzlich und freut sich mit mir des nahen Wiedersehens. Mit unwandelbarer, inniger Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

H.

20.

Frankfurt, den 30. December 1818.

Der Lieutenant Schaupenstein, aus dem Preußischen Litthauen gebürtig, der bei dem 8. Husarenregiment steht und Ihnen, verehrungswürdigster Freund, wenn auch nicht persönlich, doch durch seine Familie bekannt zu sein glaubt, wünschte sehr, eine Civilanstellung zu erhalten und hat mich bei meiner neulichen Anwesenheit in Trier dringend gebeten, ihm dazu behülflich zu sein. Er hat, nur um im letzten Kriege mit zu dienen, Militärdienste genommen, und da er keine Unterstützung von Haus hat, so ist es ihm in der That unmöglich, anders als theils mit den größesten Entbehrungen, theils noch mit Schuldenmachen, Officier zu bleiben. Sein Regimentschef, der Obrist Colomb, giebt ihm ein vortreffliches Zeugniß, und der junge Mann hat außerdem, wie Sie, wenn Sie

ihn in Berlin, wohin er in einem Dienstgeschäft bald kommen wird, sehen, finden werden, ein für ihn gewinnendes Aeußeres. Mit einer allgemeinen Empfehlung an den Fürsten Staatskanzler, die ich ihm sonst, wenn es noch nöthig sein sollte, gern geben würde, kann ihm, meines Erachtens, wenig gedient sein. Dagegen habe ich geglaubt, daß, da er ein Preuße ist, durch Ihre gütige Vermittelung, Herr von Schön oder Ihr Herr Bruder ihm vielleicht behülflich sein würden. Ew. Hochwohlgeboren würden mich ungemein verbinden, wenn Sie dies überlegen, und gütigst einleiten, und befördern wollten. Wo Sie nachher noch meine unmittelbare Mitwirkung wünschen, und rathsam glauben sollten, werde ich dieselbe mit Vergnügen eintreten lassen. In welcher Art der junge Mann, der übrigens schon im Civilfache beschäftigt gewesen ist, glaubt, am besten, und seinen Kräften angemessensten gebraucht werden zu können, wird er Ihnen am besten selbst auseinandersetzen. Es wird immer nur eine Secretair- oder Canzleistelle sein können.

Obgleich das Interesse, das ich an dem jungen Schaupenstein nehme, die nächste Veranlassung dieser Zeilen ist, so hatte ich lange den Wunsch, Ihnen, verehrtester Freund, zu schreiben, und unterließ es nur, weil ich die Hoffnung hege, Sie in einigen Wochen, ob ich gleich den eigentlichen Zeitpunkt noch nicht bestimmen kann, in Berlin zu sehen. Bis dahin verspare ich auch so Vieles auf, was ich Ihnen sagen und mit Ihnen besprechen möchte. Sehr aber freue ich mich, wenigstens jetzt gewiß zu sein, nicht nach London zurückzugehen. Auch mich von jeder anderen Stelle im Auslande zu entbinden, habe ich den König gebeten. Denn ich sehne mich, zu Ihnen allen zurückzukehren, und bei Ihnen zu

bleiben. Erhalten Sie mir auch dann Ihre gütige Freundschaft. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten und der innigsten Hochachtung

der Ihrige

H.

21.

Frankfurt, den 30. Junius 1819.

Ich kann Ew. Hochwohlgeboren nicht genug ausdrücken, welche lebhafte Freude mir Ihr gütiger Brief vom 8. gemacht hat. Die Merkmale der sich immer gleich bleibenden freundschaftlichen Theilnahme, welche er enthält, rufen mir lebhaft die Zeit zurück, wo ich mit so vieler Freude in demselben Geschäft mit Ihnen arbeitete, und erfüllen mich mit Hoffnung und Vertrauen auf die, welche doch auch einmal eintreten wird, in der ich werde mit Ihnen über so manchen wichtigen Gegenstand reden können, der uns beiden gleich sehr am Herzen liegt.

Der Wunsch des Grafen Henckel, nach Berlin versetzt zu werden, war mir durch seine Mutter bekannt. Es thut mir leid, dieser vielleicht kälter geantwortet zu haben, als ich gethan haben würde, wenn ich zuerst durch Ew. Hochwohlgeboren von dem Manne gehört hätte. Nach demjenigen, was Sie mir von ihm sagen, werde ich seinen Plänen sehr gern behülflich sein. Nur wird es vorzüglich darauf ankommen, ob und inwiefern er eigentlich als Geschäftsmann brauchbar ist, und wieder in welchem Fach? Nach Ihrer Beschreibung sollte er wohl zum diplomatischen mehr geeignet sein, und wenn

dies der Fall wäre, so könnte ihm, dünkt mich, eine baldige Anstellung nicht entstehen. Denn ich begreife gar nicht, wie man den Bedürfnissen des auswärtigen Departements genügen will, wenn man nicht darauf denkt, wieder brauchbare jüngere Leute dazu hinzuziehen. Bei dem Neuchatelschen Departement habe ich nun nicht gerade die Bedenklichkeit der Geschäftsqualification des Grafen Henckel. Ich glaube vielmehr, daß es keinen Zweifel hat, daß er zu diesem durchaus tauglich sein würde. Allein ich sehe, wenigstens für den Anfang, andere, gleich wichtige Hindernisse. Es ist zwar in diesem winzigen Departement eine Rathsstelle durch Herrn von Beguelins Tod in diesem Augenblick erledigt. Allein meiner Meinung nach muß das ganze Departement aufhören, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß Ein einziger Rath des Ministeriums des Innern (wie ich nun, der Kürze wegen, das meinige hier nennen will) oder (wegen der französischen Sprache) des Auswärtigen, Alles, was dabei vorkommt, nebenher verrichten kann, und daß es ebensowenig eines eigenen Canzlei-Directors bedarf. Nun hat es bis jetzt noch den Geheimen Regierungs-Rath Lombard und den Kirchen-Rath Noack, und ich muß daher erst sehen, wie es möglich sein wird, dieses Verhältniß zu stellen, ehe ich mich über den Vorschlag zu einer neuen Anstellung entschließen kann. Meiner lebhaftesten Ueberzeugung nach, beruht wirklich das Heil des Staats auf zweckmäßiger Ersparung, und wenn auch hie und da eine einzelne klein und unbedeutend erscheint, so muß man doch wenigstens den Willen dazu zeigen, was unendlich besser auf die öffentliche Stimmung wirken wird, als den Leuten gegen ihr Gefühl vorzurechnen, daß sie eigentlich wenig Auflagen haben. Sollte aber eine Gelegenheit

kommen, wo die Anstellung des Grafen mit der nothwendigen Reform dieses kleinen Departements vereinigt werden könnte, so wird es mir doppelt angenehm sein, ihm gefällig zu werden, da Sie ihm Ihre freundschaftliche Theilnahme schenken.

Ich bin seit einigen Tagen wieder mit meiner Familie vereinigt und fühle mich überaus glücklich darin. Meine Frau ist freilich noch sehr leidend, allein sie ist doch viel weniger bedenklich krank, als ich mir nach ihrem früheren Zustand, wie ich ihn aus Briefen kannte, hatte denken müssen. Die Uebel, an denen sie leidet, werden noch eine geraume Zeit hindurch eine sehr sorgfältige Behandlung erfordern, aber sie drohen alsdann wenigstens, soviel sich jetzt urtheilen läßt, keine Gefahr, dauernd zu bleiben. Sie trägt mir, sowie mein Schwiegersohn, recht sehr viel Herzliches an Sie auf. Sie wird das Emser Bad gebrauchen und die Kur 6—8 Wochen fortsetzen müssen. Ich bringe sie morgen dorthin, kehre aber nach einigen Tagen in mein hiesiges Nichtsthun, das nun wirklich seit einigen Wochen zu einem absoluten, d. h. zu einem solchen, das auch nicht mehr dem Scheine nach beschäftigt, geworden ist. Ich verlasse auch nur meine Frau, weil in künftiger Woche der Kronprinz herkommt. Ueber meine eigene Rückkehr nach Berlin läßt sich noch gar nichts bestimmen. Ich danke Ihnen indeß innigst für das Vertrauen, das Sie mir schenken. Nur dies Vertrauen, was sich gütiger Weise in Mehrerem ausspricht, kann mir Muth geben, in die sonderbare Lage einzugehen, die man mir bestimmt hat.

Sie werden gewiß die Unzufriedenheit Christian Schlossers mit dem Consistorium in Coblentz und mit seiner Lage dort, und die Gründe derselben kennen. Er

hat jetzt an den Minister geschrieben. Ich würde nie Christian, den Sie ja genau kennen, gerathen haben, diese Stelle anzunehmen, und ich habe ihm abgeschlagen, als er mir darum schrieb, mitzuwirken, daß er sie erhielte. Allein da er sie einmal hat, da er sich ihr ganz widmet, da sein erstes Programm nothwendig für ihn gewinnen mußte, da eine plötzliche Aenderung immer nachtheilig bleibt, und es außerdem sehr schwer ist, einen tüchtigen Gymnasiendirector katholischer Religion zu finden, so würde ich sehr dafür sein, daß Schlosser der Anstalt erhalten würde. Nach der Lage der Sache sehe ich aber kaum eine andere Möglichkeit dazu, als wenn man den ihm von Kreuznach aus aufgedrungenen Lehrer wieder entfernt und dann ihn selbst, als Mitglied, ins Consistorium setzt. Das Consistorium mag, wenn man das Verhältniß einer Behörde zu einem Director im Auge hat, gegen Schlosser nicht Unrecht haben. Allein das scheint mir gewiß, daß der Rath, welcher mit dem Gymnasium specieller zu thun hat, die freilich höhere, allein doch natürliche Pflicht versäumt hat, mit Eingehen in den Charakter und die Eigenthümlichkeit Schlossers, die dies doch wirklich verdient, auf eine humane, freundliche und einsichtige Weise, und aus wahrer Liebe zur Sache, die Dinge so zu leiten, daß Mißverhältnisse vermieden wurden. Mit einer Anstalt, die in demselben Ort ist, sollte dies doch leicht möglich sein. Was Ew. Hochwohlgeboren thun können, die Sache wieder in ein besseres Gleis zu bringen, oder Schlossern, wenn es nicht anders geht, eine andere Stelle zu verschaffen, thun Sie gewiß. Ich bin überzeugt, daß eine außerordentliche Professur, auch mit sehr kleiner Besoldung, in Bonn ihm schon jetzt höchst erwünscht erscheinen würde.

Niebuhr ist überaus gütig und freundschaftlich gegen meine Frau gewesen, die ihn und die seinige wirklich mit vielem Schmerze verlassen hat. Ich hoffe immer, wir besitzen beide künftig in Berlin. Für jetzt scheint er selbst gern noch zu bleiben, bis er die Unterhandlung machen kann. Allein kommen denn unsere katholisch geistlichen Angelegenheiten nie zu Stande? In einigen Monaten ist nun wieder ein Jahr seit dem Aachner Congreß verstrichen, wo einer der Minister sagte, daß „die Sache unmittelbar geordnet werden sollte". Ew. Hochwohlgeboren können mir sicher glauben, daß dieses Zögern im höchsten Grade verderblich auf die Moralität, die ächte Religiosität, und auf die Stimmung wirkt; und wie viele Schwierigkeiten auch die Sache unverkennbar hat, so wird doch durch das Zögern gewiß nichts gewonnen. Dies zeigt selbst die Erfahrung von beinahe vier Jahren, wo Alles in dieser Rücksicht liegen geblieben ist.

Hedemann und meine Tochter empfehlen sich Ihnen auf das allerfreundschaftlichste.

Nun leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihre Theilnahme, Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft. Die meinige, sowie meine innigste und lebhafteste Hochachtung sind Ihnen unverbrüchlich gewiß. Mit diesen Gesinnungen ganz

der Ihrige

H.

6. Julius.

Ich lasse diesen Brief, um ihn dem Courier mitzugeben, erst heute abgehen, und gerade in diesem Augenblick erhalte ich Nachrichten, die es gewiß zu machen scheinen, daß ich noch vor Ende des Monats in Berlin sein werde.

22.

Gewiß haben Sie, verehrtester Freund, ein Schreiben von Ilgen wegen des Abiturienten-Examens bekommen. Ich bin so frei, unter Bitte der Rücksendung, Ihnen auch eins an mich zuzuschicken, worin Ihnen der Bischof von Sidon und Tyrus und der Pestilentiarius gewiß zur Ergötzung dienen werden. Haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob Abhülfe davon zu erwarten steht? Sonst werde ich ihm schreiben, daß er sich der eingeführten Verfassung fügen muß.

Meine eigne Meinung ist, daß auch die Pforta und Ilgen gewiß mit Nutzen einer Controle unterworfen sein könnte, aber daß ein von Merseburg aus inspicirtes Examen durchaus zwecklos und, als nothwendige Kränkung, schädlich ist. Ich habe nie gebilligt, daß man die hiesigen Gymnasien dem hiesigen Consistorio untergeordnet hat. Aber es ist doch ein Consistorium, und Gymnasium und Consistorium sind an Einem Ort. Daß eine so angesehene Schule, wie Pforta, unter einer Regierung steht, an der doch die Schulräthe nie fast sehr ausgezeichnet sind, kann nicht gut sein. Wegen des ganzen Abiturienten-Examens ließe sich, dünkt mich, ein Temperament treffen, da die Einrichtung einmal ist, daß man 6 Jahr, ohne Dispensation, bleiben muß.

Was haben Sie neulich über die Sache wegen de Wette gesagt? Ich habe ernstlich dagegen gesprochen.

Ich bin leider allein. Alle die Meinigen grüßen Sie herzlich. Mit aufrichtiger Freundschaft

Ihr

H.

23.

Ew. Hochwohlgeboren danke ich auf das Lebhafteste für Ihr gütiges Schreiben vom 16. des Monats. Sie verzeihen mir gewiß, daß ich die Kirchenzeitung meinem Bruder mitgetheilt habe. Hoffentlich ist sie Ew. Hochwohlgeboren schon wieder zugestellt worden. Es ist wohl nicht möglich, eine hämischere Zusammenstellung aus dem Zusammenhang gerissener Stellen zu machen, als in der bewußten Recension geschehen ist. Der Verfasser scheint wenigstens die christliche Liebe für kein Ingredienz einer Kirchenzeitung zu halten, und wenn er wirklich ein Gläubiger ist, so wird man wenigstens nicht länger behaupten können, daß der Glaube den Verstand verhindere, in seiner einseitigen boshaften Schärfe zu wirken. Allein auch auf der anderen Seite sind, wie ich immer im Stillen bemerkt habe, große Blößen gegeben worden. Viele Stellen hätte ich nie so hinschreiben oder überhaupt so denken mögen. Eine noch größere Anzahl hätte nicht gedruckt werden sollen. Dieser Mißbilligung ungeachtet, sehe ich mir doch schon, da auch mein Briefwechsel mit Schiller jetzt gedruckt werden wird, meine Stelle in der Kirchenzeitung offen erhalten.

Ueber die Ilgensche Angelegenheit bald ein Mehreres mündlich. Sie beunruhigt mich doch sehr. Ist aber meine Ansicht nicht richtig, daß das Pensionsreglement nur über Pensionen aus Königlichen Kassen gegeben ist, und daher dem Minister die Hände nicht binden kann, wo eine Pension aus der Kasse einer Anstalt ertheilt wird?

Gesenius thut mir unendlich leid. Daß ein Mann in seinen gelehrten Arbeiten durch solche Plackereien ge-

stört werden muß! Hülfe hätte ich ihm natürlich nicht gewähren können, allein gesehen hätte ich ihn sehr gern.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und freundschaftlichen Anhänglichkeit.

H.

Tegel, den 20. Februar 1830.

24.

[Beantw. 23. September 34.]

Ich bin schon seit mehreren Wochen ohne eigentliche Krankheit unwohl und bedaure dadurch verhindert zu werden, in die Stadt zu kommen und Ew. Hochwohlgeboren meinen Glückwunsch über Ihre Wiederherstellung abzustatten, an der wir alle den innigsten Antheil genommen haben. Erlauben Sie mir dies schriftlich zu thun, und hinzuzufügen, wie glücklich es uns machen würde, wenn dies selten schöne Septemberwetter Sie reizen könnte, uns mit allen den Ihrigen einen Tag hier zu schenken.

Ich nehme mir zugleich die Freiheit, Ihnen heute über den Tod des alten Ilgen und das Schicksal seiner nachgelassenen Wittwe zu schreiben. Ich sehe es als ausgemacht und in dem Herkommen der Schulpforte gegründet an, daß sie eine lebenslängliche Pension erhält. Die Höhe derselben hängt wohl auch zum Theil von der Gunst des Ministers ab. Da Ew. Hochwohlgeboren den Antheil kennen, den ich immer an dieser Familie genommen, so werden Sie meinen Wunsch natürlich

finden, das Auskommen der Wittwe möglichst gesichert zu wissen. Sie werden mich daher sehr verbinden, wenn Sie den Minister vorläufig günstig für die Sache zu stimmen vermöchten. Außerdem aber wünschte ich auch zu erfahren, welche Schritte die Wittwe zur Nachsuchung der Pension zu thun haben wird, und ob Sie für besser halten, daß ich jetzt gleich meine Verwendung bei dem Minister für das Gesuch einlege, oder daß ich erst den Zeitpunkt abwarte, wo der Nachlaß des Verstorbenen ausgemittelt sein wird. Ich gestehe, daß ich nicht glaube, daß der Nachlaß irgend so bedeutend sein wird, daß die Wittwe von ihrem Antheil an demselben irgend auskömmlich leben könnte.

Ich bitte Sie, mich Florchen und Fräulein Hochenächter auf das Angelegentlichste zu empfehlen, und die erneuerte Versicherung meiner freundschaftlichsten und hochachtungsvollsten Gesinnungen anzunehmen.

H.

Tegel, den 20. September 1834.

25.

Ich kann Ew. Hochwohlgeboren nicht lebhaft genug für die schnelle und wohlwollende Beantwortung meines neulichen Briefes danken. Mein Verwendungsschreiben an den Minister geht heute ab. Ich habe ihm die Sache sehr dringend empfohlen, jedoch nur im Allgemeinen ohne einen Betrag der Pension zu nennen. Vierhundert Thaler wären sehr wünschenswürdig, und traurig wäre es, wenn man die Bestimmung unter Dreihundert träfe.

Ew. Hochwohlgeboren haben gewiß die Güte, für die arme Frau nach Möglichkeit zu sorgen.

Mit der hochachtungsvollsten und treusten Freundschaft und Ergebenheit

der Ihrige

H.

Tegel, den 24. September 1834.

26.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich meinen innigsten Dank für den mir in der Ilgenschen Sache ertheilten einsichtsvollen Rath. Ich habe ihn pünktlich befolgt und das Concept meiner ältesten Tochter zur Weiterbeförderung geschickt.

Uhdens Tod hat mich wirklich sehr bewegt. Mein Umgang mit ihm fiel in die glücklichste Periode meines Lebens, in den römischen Aufenthalt, wo ich ihn kennen lernte, und unser Zusammenwirken im Jahre 1809, wo er mir wirklich viel Anhänglichkeit bewies. Ueberdies hatte er, ohne es zu wissen, das Schicksal meines ganzen Lebens bestimmt. Denn hätte er nicht, eben seiner ersten Frau wegen, den Einfall bekommen, Rom zu verlassen, so wäre ich wahrscheinlich nie in Staatsdienst gegangen. Von dem Capital, von dem Ew. Hochwohlgeboren mir schreiben, weiß ich nichts Bestimmtes, obgleich ich mich wohl dunkel erinnere, davon gehört zu haben. Es schien mir das Beste zu sein, die Erkundigung danach Herrn Bunsen aufzutragen. Er muß darüber sehr leicht bei mehreren Personen Nachricht einziehen können. Am besten muß die Frau selbst davon unterrichtet sein, die, soviel ich

weiß, noch lebt, dann Thorwaldsen, der sie geheirathet hatte oder doch mit ihr lebte, endlich einige ältere Künstler, wie der Landschaftsmaler Reinhardt. Die beiden Personen, deren Hülfe sich Uhden bei dem Geschäfte bedient haben wird, sind vermuthlich der Baron Browne und der Notarius der Gesandtschaft Sommaine gewesen. Der erstere ist aber todt, und vermuthlich lebt auch der letztere nicht mehr.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und der herzlichsten Freundschaft

der Ihrige

H.

Tegel, den 2. Februar 1835.

27.

Ich sage Ew. Hochwohlgeboren meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Theilnahme und die mir wegen des Staatsraths geäußerte Besorgniß. Es war (im Vertrauen unter uns Beiden gesagt) nie meine Absicht, die Berathungen eigentlich mitzumachen. Dagegen möchte ich auch nicht ausdrücklich, noch stillschweigend, durch gänzliches Ausbleiben mich schlechterdings von den Sitzungen lossagen. Meine Absicht war daher, mich, wie Wittgenstein und einige Andere thun, von Zeit zu Zeit zu zeigen. Dabei war mein Project, meinen Platz, mit Ew. Hochwohlgeboren Erlaubniß, an Ihrer Seite zu nehmen, um mich mehr unvermerkt als es an meinem gewöhnlichen möglich ist, im Nothfall entfernen zu können. Unter diesen Modificationen wird, glaube ich, auch der Präsident Rust nichts dagegen haben. Wäre es dennoch der Fall, so ist

keine Begierde so leicht zu zügeln als die nach den Staatsraths-Sitzungen, und er wird daher sehr leicht einen folgsamen Patienten an mir finden. Diesen Ausdruck müssen Ew. Hochwohlgeboren übrigens nicht so buchstäblich nehmen. Auf Deutsch bin ich kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heitrem Denken an die Zukunft ein stillglückliches Leben. Indem ich dies dictire sitzen Ew. Hochwohlgeboren gewiß im Geräusch des Stägemannschen Gastmales. Ich wünsche herzlich, daß er noch lange auch den Geschäften erhalten werde; man erkennt nicht genug, wie wohlthätig und nothwendig gerade seine jetzige Wirksamkeit ist.

Mit der innigsten und hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige

H.

Tegel, den 5. Februar 1835.

Erläuterungen.

1.

Die Tatsachen, welche Humboldt in amtliche Beziehung zu Nicolovius brachten, sind bekannt genug. Auf einer Urlaubsreise, welche jener von seinem diplomatischen Posten in Rom nach Deutschland unternommen hatte, traf ihn in Erfurt am 6. Januar 1809 die Berufung zum geheimen Staatsrat und Leiter des Departements des Kultus und öffentlichen Unterrichts in dem Alexander von Dohna übertragenen Ministerium des Innern. Humboldt nahm an und verfügte sich alsbald von Erfurt nach Berlin. Von hier aus richtet er am 25. März den ersten Brief an Nicolovius, der, mit der besonderen Leitung der Kultusabteilung unter Humboldt betraut, fürs erste in Königsberg, dem damaligen Sitze der Regierung, interimistisch auch die Geschäfte des Chefs des ganzen Departements zu versehen hatte.

Wenn Humboldt am Schluss unsres Briefes (7, 4) von Nicolovius als einem ihm persönlich noch Unbekannten spricht, so scheint ihm nicht gegenwärtig gewesen zu sein, dass er den Mann schon dreizehn Jahre zuvor in Eutin gesehen hatte, wo derselbe damals Kammersekretär bei der fürstbischöflichen Rentkammer war. Es heisst darüber nach einer mir von Albert Leitzmann gemachten Mitteilung in dem handschriftlichen Tage-

buch Humboldts von seiner norddeutschen Reise im Jahre 1796: „Kammersekretär Nicolovius, Schlossers Schwiegersohn und ehemals Hofmeister bei Friedrich Leopold Stolberg, mit dem er die Reise nach Italien gemacht hat. Er scheint recht viele, vorzüglich auch philosophische Kenntnisse und recht viel Belesenheit zu haben, auch ein recht guter Kopf zu sein; dennoch war er mir nicht sonderlich interessant."

Die in unserm Briefe zuerst erwähnte Universitätsangelegenheit — der Glanz- und Mittelpunkt von Humboldts damaliger Tätigkeit — wird im Folgenden noch oft begegnen. Über die Vorgeschichte des seit dem tilsiter Frieden zu festerer Gestalt gelangten Planes der Gründung einer neuen Universität in Berlin genügt es auf die ersten Abschnitte der köpkeschen Schrift „Die Gründung der königlichen Friedrich-Wilhelms-universität zu Berlin" (Berlin 1860) zu verweisen.

5, 2] Johann Heinrich Schmedding, geboren 1774 zu Münster und daselbst seit 1800 Lehrer des kanonischen Rechts, war, nachdem Münster 1803 preussisch geworden, durch Stein und Vincke in die Verwaltung gezogen worden. Er gehörte zu den nach dem tilsiter Frieden und dem Verluste des Fürstentums Münster auf Vinckes Betrieb in den preussischen Dienst berufenen Westfalen (vgl. Bodelschwingh, Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke 1, 372). Jetzt war ihm die Bearbeitung der katholischen geistlichen und Schulangelegenheiten in der Sektion des Kultus übertragen worden.

5, 5] Vincke, damals Regierungspräsident in Potsdam, eine offenbar von Humboldt höchlich geschätzte Autorität. Die Beziehung zwischen beiden war älteren Datums. Schon das bei Bodelschwingh a. a. O. 1, 194 abgedruckte Empfehlungsschreiben an den nach Spanien reisenden Vincke vom Jahre 1801 ist nicht, wie dort angegeben, von Alexander von Humboldt, sondern von dessen Bruder. Im Jahre 1816 während der Gebietsregulierungsverhandlungen in Frankfurt urteilt zwar der Westfale ungünstig über Humboldts diplomatische Kunst, dieser aber schreibt an jenen nach Erledigung der gemeinsamen, die Übernahme des Herzogtums Westfalen betreffenden Geschäfte: „Ich kann Ew. Hochwohlgeboren nicht genug beschreiben, wie wohltätig es mir gewesen ist mich einmal wieder mit Ihnen zu besprechen. Es

war mir eine Erinnerung der Zeit, wo uns wie jetzt gleiche Gesinnung, aber zugleich auch in enger Berührung gleicher Geschäftskreis zusammenführt. Allein selbst das nicht gerechnet wird einem nur selten die Freude sich über die innere und äussere Lage der Dinge gegen einen Mann aussprechen zu können, der fest und einfach das Wohl der Regierung und des Staates im Auge hat, der Menschen und Geschäfte ruhig und unparteiisch beurteilt" (Bodelschwingh a. a. O. 1, 616).

[5, 8] Über die hier und später mehrfach (16, 26. 21, 15. 23, 27) berührte Einführung der pestalozzischen Methode und die dabei gemachten Erfahrungen mag gleich an dieser Stelle das Wesentliche mitgeteilt werden. Der eifrigste Betreiber der Reform des Volksschulwesens durch Anwendung der pestalozzischen Methode war neben dem Kriegsrat Scheffner, neben Schön und dem Kanzler von Schrötter, durch welchen insbesondere die Königin Luise für die Sache erwärmt wurde, eben Nicolovius, ein persönlicher Freund und Verehrer des grossen Pädagogen. Behufs Gründung eines pädagogischen Normalinstituts in Königsberg, durch welches zugleich Lehrer für die neue Methode gebildet werden sollten, war der Württemberger Karl August Zeller, geboren 1774, ein Schüler Pestalozzis, berufen worden; im August 1809 traf er in Königsberg ein und trat seine Wirksamkeit in dem zum pädagogischen Normalinstitut umgewandelten Waisenhause an. Vgl. den ihn betreffenden Artikel Heglers in Schmids und Schraders Enzyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens 10, 629; ferner Schlesiers Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt 2, 165, wo nach Mitteilungen Zellers berichtet wird, wie erst Humboldt die Schwierigkeiten, die noch nach Zellers Ankunft die Räumung des Waisenhauses für die neue Anstalt gefunden, durch einen geschickten Vortrag beseitigt habe. Das kühne Experiment schien anfangs den günstigsten Verlauf zu nehmen. Wie sehr Humboldt nach mehrmaligem Besuch der Anstalt für die Sache eingenommen gewesen, berichtet Scheffner am 27. Februar 1810 an Stein (Pertz, Leben Steins 2, 419). Am 7. Dezember 1809 erschienen der König und die Königin, begleitet von den beiden ältesten Prinzen, im Waisenhause, um durch einen mehrstündigen Besuch sich von den Einrichtungen und dem Unterricht

in der Anstalt eingehend Kenntniss zu verschaffen. Durch einen mir abschriftlich vorliegenden Erlass vom 11. Dezember gab der König seiner Zufriedenheit in überaus gnädiger Weise Ausdruck; er erklärte sich bereit alles zu bewilligen, was zur Förderung dieser Sache gereichen könne, genehmigte auf Zellers Antrag den Eintritt des Regierungsrats Busoldt als Gehülfen des Kriegsrats Scheffner in die zur Einrichtung der „besseren Methode“ in den Schulen angeordnete Kommission und ernannte Zeller zum Oberschulrat. Nicolovius wird darüber an Humboldt ähnlich freudig berichtet haben, wie an Schön am 14. Dezember 1809 (Aus den Papieren Schöns 1 Anlagen S. 111). Hierauf offenbar bezieht sich Humboldts Äusserung in dem unten folgenden Briefe Nr. 5 (16, 26). Als einen unruhigen Geist indess bezeichnet den pädagogischen Reformator schon diese humboldtsche Äusserung. Es sollte sich bald genug herausstellen, dass die fast unerhörten Dinge, die man sich versprochen, nicht in Erfüllung gehen konnten und dass die heilsamen Anregungen, die immerhin von dem Apostel der alleinseligmachenden Methode ausgingen, teuer erkauft werden mussten. [Ausführlich berichtet über die ganze Entwicklung der Sache Dembowski, Zur Geschichte des königlichen Waisenhauses zu Königsberg in Preussen (im Programm des Waisenhauses 1886 S. 17 und 1887 S. 3).] Unter fortwährendem unstetem Experimentieren beging Zeller einen Missgriff nach dem andern. Er vergriff sich in der Wahl seiner Gehülfen. Bei seinem Aberglauben an die Wunderkraft der Methode nahm er in die Zahl der Zöglinge geflissentlich Elemente auf, die ihres verderblichen Einflusses wegen wieder entfernt werden mussten. Im Staate, nicht in der Familie sollte die Erziehungsanstalt ihr Musterbild haben, und so kam es in Lehre und Disziplin zu einer Anstaltsordnung voll spielender, töricht ausgeklügelter und schädlich wirkender Formen. Bald sprachen die Missstände so laut, dass man von oben her eingreifen musste. Bereits im August 1810 wurde eine kommissarische Beaufsichtigung der Anstalt verfügt, Zeller bei Seite geschoben und eine Umgestaltung durchgeführt. Noch einmal hatte Humboldt, der inzwischen preussischer Gesanter in Wien geworden, in dieser Zeit Anlass sich über die Angelegenheit auszusprechen. Die Ansicht, die er darüber in dem Briefe vom

29. Oktober 1810 (21, 15) ausspricht, ist im Wesentlichen befolgt worden. An Zellers Stelle, der demnächst eine kurze Zeit in Braunsberg und in Karalene bei Insterburg wirkte, wurde das Direktorat der Anstalt am 1. Dezember 1810 dem Pfarrer Benecke aus der Mark übertragen.

5, 18] Karl Heinrich Hagen, geboren 1785 in Königsberg, Sohn des Professors der Medizin Karl Gottfried Hagen, war ein ergebener Schüler des berühmten philosophischen Staatswirtschaftslehrers Christian Jakob Kraus. Er wurde 1809 Regierungsassessor und 1811 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der königsberger Universität (vgl. Teichmann Allgemeine deutsche Biographie 10, 340). Am 17. Dezember 1809 war Hagen, gewiss mit einer Empfehlung Humboldts, bei Goethe (vgl. Goethes Tagebücher 4, 84 Weimarische Ausgabe).

6, 32] Hinsichtlich der an die Konsistorien zu richtenden Verfügungen wird man sich zu erinnern haben, dass nach der neuen Verwaltungsorganisation von 1808 die Konsistorien und die kirchlichen Zentralbehörden verschwanden. Fortan sollten die Regierungen alle Zweige der Staatsverwaltung in sich vereinigen und die geistlichen Angelegenheiten kamen dadurch unter den Minister des Innern (vgl. Bornhak, Geschichte des preussischen Verwaltungsrechts 3, 206).

2.

Vierzehn Tage nach dem mitgeteilten ersten Briefe, am 2. April 1809, war Humboldt von Berlin nach Königsberg gereist (vgl. an Goethe 8. April in Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 321). Aus dieser königsberger Zeit liegt nur das obige Billet vor.

7, 14] Jean Pierre Frédéric Ancillon, damals Prediger der französischen Gemeinde, der Prediger-Staatsmann, späterer Minister des Auswärtigen.

7, 21] Welche Bewantniss es mit dem „Metagramm“ hat, habe ich auch durch Anfragen in Königsberg nicht ermitteln können. Aufs Vermuten angewiesen sagt man sich etwa, dass

Metagramm eine witzige Bezeichnung eines *post festum* erschienenen oder eines ans Ende statt an den Anfang gestellten Programms ist.

3.

Ende 1809 nötigte Humboldt der am 20. November erfolgte Tod seines Schwiegervaters Karl Friedrich von Dacheröden zu einer Urlaubsreise nach Thüringen. Es handelte sich um die Regulierung des Nachlasses (vgl. Briefe an Welcker S. 15). Am 5. Dezember reiste er nach unsrem Briefe (vgl. auch Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt S. 47) von Königsberg ab. Die Route über Stargard wählte er in der schon vorher bestehenden Absicht Pommern zu bereisen (vgl. an Wolf, Gesammelte Werke 5, 273). In Berlin hielt er sich unterwegs nur anderthalb Tage auf (an Welcker S. 16).

8, 27] Zu dem, was Humboldt aus dem Munde des Kanzlers August Hermann Niemeyer in Halle erfuhr, ist zu vergleichen Niemeyer, Beobachtungen auf Reisen 4, 2, 487. Noch genauere Angaben über die mit dem Kanzler gepflogenen Verhandlungen finden sich in dem Buche von Jacobs und Gruber „Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken“ S. 233 und 382. Danach hatte Niemeyer schon auf dem Rückwege von seiner Deportationsreise nach Frankreich durch den Oberkonsistorialrat Nolte die Anfrage erhalten, ob er geneigt sei an die in Berlin zu gründende Universität überzugehen und zugleich eine Stellung im Oberkonsistorium und Oberschulkollegium einzunehmen. Der Minister von Stein hatte ihm noch höheres zugedacht. Er benachrichtigte ihn demnächst von der Geneigtheit Sr. Majestät ihm eine Stellung in dem geistlichen und dem Schuldepartement anvertrauen zu wollen, die ihm „den weitesten Wirkungskreis eröffnen würde“. Es handelte sich in der Tat um den nachher von Humboldt angenommenen Posten. „Ich bin nun im Stande“, schrieb Ende 1807 Stein an Niemeyer, „Ew. Hochwürden bestimmtere Anträge zu tun, da des Königs Majestät meine Vorschläge wegen Bildung der Staatsbehörden anzunehmen geruht

haben. . . . . Kultus und Unterricht machen zwei Departements aus, denen ein geheimer Staatsrat vorgesetzt werden soll und die nur im Fall der Unmöglichkeit ein Subjekt zu finden, welches beiden vorstehen kann, getrennt werden. Diese Unmöglichkeit findet nicht statt, wenn Ew. Hochwürden sich zur Annahme dieser Stelle eines Chefs beider Departements entschliessen und mir Ihre Einwilligung geben wollen Sie zum geheimen Staatsrat vorzuschlagen.“ Dieser Brief indess kreuzte sich mit einem Schreiben Niemeyers vom 1. Januar 1808, in welchem dieser dem Könige seinen Entschluss motivierte in westfälischen Diensten bleiben zu wollen und in welchem er demgemäss um seine Entlassung bat. Eine Antwort desselben Inhalts an Stein blieb unbeantwortet; die Gnade des Königs jedoch hatte der Ablehnende nicht verscherzt. Das in den anerkennendsten Ausdrücken gefasste Kabinetsschreiben vom 27. Januar 1808, in welchem der König den Beweggründen Niemeyers volle Gerechtigkeit widerfahren liess und sein Entlassungsgesuch bewilligte, ist bei Gruber und Jacobs und wieder bei Schrader, Geschichte der Universität Halle 2, 46 abgedruckt. Bei Letzterem (2, 13) wird der Hergang gleichfalls mit Bezug auf die hallischen Verhältnisse kurz erzählt; statt „durch Wilhelm von Humboldt“ ist dort jedoch „durch den Minister von Stein“ zu lesen.

9, 2] Das Zitat aus Pindar (*ἀγαθαὶ δὲ πέλοντ᾽ ἐν χειμερίᾳ νυκτὶ θοᾶς ἐκ ναὸς ἀπεσκίμφθαι δύ᾽ ἄγκυραι Olympia* 6, 100) findet sich in ähnlicher Anwendung auch in Humboldts Briefe an Gottfried Schweighäuser vom 4. November 1807 (Laquiante, Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt S. 145).

9, 3] Der von Vincke empfohlene Anton Wilhelm Peter Möller, geboren 1762 in Lippstadt, früher Professor der Theologie in Duisburg, dann Pfarrer daselbst und Konsistorialrat in der münsterschen Kammer, wurde zunächst Schulrat in Soldin, dann 1811 Professor in Breslau, von wo er fünf Jahre später als Konsistorialrat und Prediger nach Münster zurückging. Erst 1846 ist er daselbst gestorben (vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 24, 297 und Bodelschwingh a. a. O.).

9, 15] Doch wohl Johann Christoph Spiess, der, Pfarrer in Duisburg, im Jahre 1813 Konsistorialrat und reformierter Prediger in Frankfurt am Main wurde (vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 7, 960).

10, 10] Leider nur im Vorbeigehen geschieht hier und 11, 16 des trefflichen Johann Wilhelm Süvern Erwähnung, dem 1809 in der Unterrichtssektion unter Humboldt die Bearbeitung der Schulsachen übertragen worden war. Durch seine humanistische und philosophische Bildung stand er Humboldt vorzugsweise nahe und war dessen einsichtiger Gehülfe bei der Reform des Gymnasialwesens, insbesondere durch den Entwurf des Reglements für die wissenschaftliche Lehramtsprüfung von 1810. Ein reiches Material über ihn, der eine eingehende Biographie verdiente, giebt Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen (Leipzig 1889), wo S. 238 auch die bisherige Literatur verzeichnet ist.

10, 15] Geheimer Staatsrat Johann Daniel Wilhelm Otto von Uhden, geboren 1763, gestorben 1835, Humboldts Vorgänger auf dem römischen Posten (vgl. 54, 14), versah während der Abwesenheit Humboldts die Geschäfte von dessen Departement in Berlin (vgl. den an gleichem Tage mit dem unsrigen geschriebenen Brief an Johanna Motherby S. 39).

4.

Mit dem Anfang unsres Briefes ist der Anfang des kurzen an Wolf (Gesammelte Werke 5, 276) von demselben Datum zu vergleichen. Unter den Briefen an Welcker datiert Nr. 9 (S. 15) vom Tage vorher.

10, 23] Eine Geschichte der berliner Akademie der Wissenschaften existiert leider noch nicht. Ein paar Bruchstücke dazu, insbesondere zu der von Humboldt erstrebten Reform derselben, die mit der Gründung der berliner Universität Hand in Hand ging, liefert das vorliegende Schreiben. Durch Kabinetsordre vom 22. September 1809 war der Akademie ihre Neuorganisation angekündigt worden (Köpke a. a. O. S. 198). „Die Akademie“, so schrieb Humboldt an Goethe 10. Februar 1810 (S. 235), „suche ich ihrer Nichtigkeit zu entheben, aber es ist ein schweres Stück Arbeit.“ Der Fall Castillon gehört ganz in dies

Kapitel. Friedrich Adolf Maximilian Gustaf von Castillon, in Lausanne 1747 geboren, war Direktor der philosophischen Klasse der Akademie (vgl. Friedländer, Königliche allgemeine Kriegsschule S. 72). Er gehörte, wie Köpke a. a. O. S. 54 sagt, zu den älteren Akademikern französischer Schule. Die Akademieakten, auf welche Humboldt 11, 5 verweist, sind leider nicht gedruckt; was aber Köpke aus der Vorlesung unsres Akademikers „Über die Begriffe einer Akademie und Universität" anführt, zeigt die Armseligkeit des Mannes und seine unfreie Stellung zur deutschen Sprache.

11, 9] Die hier Vorgeschlagenen sind allgemein bekannte Namen. Erman hat das Sekretariat der mathematisch-physikalischen Klasse bis zum Jahre 1841 geführt.

12, 12] Die Jettons waren silberne Medaillen, die seit 1760 „nach dem Exempel der Akademie zu Paris" an die in den Sitzungen gegenwärtigen Mitglieder ausgeteilt wurden. Nach einem französisch abgefassten *Mémoire* Castillons von 1785 wurde die Ausgabe dafür auf 1000 Thaler gebracht. „*De ces 1000 écus*", heisst es in dem *Mémoire*, „*on a réservé je ne sais plus quelle somme pour frapper de nouvelles médailles en cas de besoin; le reste a été distribué: on en donnait même aux étrangers, qui venaient assister à nos assemblées*" (nach einer Mitteilung des Herrn Akademiearchivars Kunstmann).

12, 22] Paul Louis Simon, geboren 1767, gestorben 1815, war seit 1798 Professor an der Bauakademie, seit 1804 geheimer Oberbaurat in Berlin.

12, 22] Über den als Theoretiker und Praktiker gleich ausgezeichneten Architekten Johann Albert Eytelwein, geboren 1764 in Frankfurt an der Oder, ersten Direktor der 1799 eröffneten Bauakademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der Künste in Berlin, als Oberlandesbaudirektor erst 1848 gestorben, berichtet nach bester Quelle der Neue Nekrolog der Deutschen 26, 887 und Löbe Allgemeine deutsche Biographie 6, 464. Auch an der neugegründeten berliner Universität erscheint er gleich anfangs als Extraordinarius (Köpke a. a. O. S. 88. 89).

12, 31] Der Architekt Martin Friedrich Rabe, geboren 1775 zu Stendal, starb 1856 in Berlin.

13, 5] Johann Gottfried Hoffmann ist der bekannte, 1765 zu Breslau geborene, erst 1847 gestorbene Statistiker und hochverdiente Beamte. Seit 1807 ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften in Königsberg, war er 1808 als Staatsrat in das Ministerium des Innern getreten und wurde 1810 Direktor des statistischen Büreaus und Professor an der berliner Universität. Genaueres über ihn giebt Inama Allgemeine deutsche Biographie 12, 598.

5.

Unser Brief ist an demselben Tage von Humboldt in Erfurt diktiert, an dem er eigenhändig den an Wolf Gesammelte Werke 5, 279 schrieb. Über den Zustand seiner Augen klagt Humboldt auch noch am 7. März 1810 an Johanna Motherby S. 51 und an Wilhelm Motherby bei Schlesier, Erinnerungen 2, 185. Im späteren Alter machte sich die Augennot empfindlicher bemerkbar (vgl. Briefe an eine Freundin 2, 35). Als ihm (so erzählt Welcker in einer handschriftlichen Randglosse) in den letzten Jahren von einem Freunde vorgeworfen wurde, dass er seine Augen an Ritters Geographie verderbe, antwortete er: „man muss so ein Organ ganz aufbrauchen, dass dem Tode nichts davon übrig bleibt.“ Dieselbe Anekdote in ähnlicher Wendung bei Varnhagen, Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 12.

14, 8] Mit wem Humboldt tauschen sollte, wage ich nicht zu bestimmen; auch bin ich nicht sicher, ob ich den, der „jetzt mächtiger ist“, richtig auf Altenstein deute.

14, 30] Von den Namen, die hier für Berufungen an die Universitäten in Berlin, Frankfurt und Königsberg genannt werden, bedürfen die wenigsten eines Zusatzes; auch giebt über die meisten die Allgemeine deutsche Biographie Auskunft. Der Theolog Karl Friedrich Stäudlin war und blieb Professor in Göttingen. — Der Jurist Heinrich Eduard Siegfried von Schrader war seit 1804 Bredows Kollege als Professor in Helmstädt von wo er 1809 nach Marburg ging. Der Historiker Gottfried Gabriel Bredow war 1809 einem Rufe von Helmstädt nach

Frankfurt gefolgt. — Der mit ihm 16, 1 zusammengenannte Heinrich Luden lehrte seit 1806 als Professor der Geschichte in Jena. — Franz Joseph Konstantin Schömann, geboren 1781 zu Wetzlar, war seit 1808 ordentlicher Professor der Rechte in Jena; seine „Lehre vom Schadenersatz“ erschien 1806; schon am 2. Dezember 1813 starb er. Noch im genannten Jahre war er, als Napoleon Jena wegen der patriotischen Haltung der Universität bombardieren lassen wollte, vom akademischen Senat nebst Sack und Eichstädt nach Weimar gesant worden und hauptsächlich der Beredsamkeit des sehr gewant französisch sprechenden Mannes gelang es Napoleon umzustimmen und das drohende Unheil von der Stadt abzuwenden. — Anton Friedrich Justus Thibaut, 1802 nach Jena gerufen, war schon 1805 einem Ruf nach Heidelberg gefolgt. — Die Bemerkung über den seit 1807 in Jena als ausserordentlicher Professor der Medizin angestellten Lorenz Oken, den nachmaligen Herausgeber der Isis, bezieht sich auf die pantheistisch-naturphilosophische Formel, mit der Oken das noch indifferenzierte Absolute bezeichnete. — Johann Christian Wilhelm Augusti, seit 1803 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, wurde 1812 Professor der Theologie in Breslau. — Georg Ludwig Walch kam 1811 von Jena als Professor an das graue Kloster nach Berlin, später als Professor der alten Sprachen nach Greifswald. — Die Berufung des giessener Kirchenhistorikers Johann Ernst Christian Schmidt, der schon 13, 14 erwähnt wurde, hat Humboldt sehr lange beschäftigt; vgl. die Briefe an Welcker vom 25. April, 30. Mai und 23. Dezember 1809 (S. 10. 11. 19). — Wegen Schmidt, Reil und Savigny vgl. auch an Wolf 11. Januar 1810 Gesammelte Werke 5, 281. Die motivierten Anträge Humboldts betreffend die Berufung von Reil und Savigny stehen bei Köpke a. a. O. S. 72. 73. Beide Männer wurden für Berlin gewonnen; vgl. darüber auch Humboldt an Wilhelm Motherby bei Schlesier, Erinnerungen 2, 185 und hinsichtlich Reils Schrader, Geschichte der Universität Halle 2, 39.

15, 14] Der hier erwähnte Verkehr Humboldts mit Knebel und Goethe fand Ende Dezember 1809 und in den ersten Tagen des Januar 1810 statt. Bei Goethe meldet er sich durch Brief vom 26. Dezember aus Erfurt an (Goethejahrbuch 8, 78). Vom 2. bis

6. Januar ist er bei Goethe gewesen (Goethes Tagebücher 4, 87 Weimarische Ausgabe). Über den unmittelbar vorausgegangenen Aufenthalt in Jena schreibt Knebel an Goethe unter anderm: „Er hat hier in 24 Stunden die ganze Welt gesehen und besucht“ (Briefwechsel 1, 367). Über die Anwesenheit in Weimar vgl. Goethe an Knebel 1, 364.

16, 22. 29] Welchen Bericht der vorletzte Absatz meint, weiss ich so wenig zu sagen, wie ich die Stelle über Auerswald zu deuten vermag. Hans Jakob von Auerswald war seit 1806 Kurator der Universität Königsberg. Bei der Aufhebung der Oberpräsidentenstellen 1810 wurde ihm, dem früheren Oberpräsidenten von Ostpreussen, Westpreussen und Litauen, das Präsidium der ostpreussischen Regierung neuerdings übertragen.

6.

Nur die Unterschrift der wenigen Zeilen von Humboldts eigener Hand. Nach einer kurzen Abwesenheit, von der drei Tage auf Frankfurt an der Oder kamen, war Humboldt am 7. März wieder in Berlin (an Johanna Motherby S. 46).

9.

Die Nummern 7 und 8 ohne Erläuterung lassen zu müssen bedaure ich um so mehr, da man zwischen den Zeilen in ihnen etwas von den Unzuträglichkeiten zu lesen meint, die Humboldt zur Niederlegung seiner Stelle veranlassten. Am 29. April 1810 gab er den Wunsch zu erkennen in die diplomatische Laufbahn zurückzutreten, weil in seiner bisherigen Stellung zu bleiben, wie er 3. August 1810 an Welcker schreibt (S. 20), „auf eine durchaus unabhängige Weise füglich nicht möglich war“. Bald nachdem das altensteinsche Ministerium sich aufgelöst und Hardenberg als Staatskanzler die Zügel der Regierung ergriffen hatte, am 14. Juni, wurde Humboldt zum Gesanten in Wien ernannt und am 23. desselben Monats gab er die Leitung der Sektion an Nicolovius ab (vgl. das von Varrentrapp veröffent-

lichte Schreiben an Hardenberg vom 22. Juni in der Historischen Zeitschrift 65, 284). Seine Abreise verzögerte sich. Nach dem Briefe vom 16. Juli an Schweighäuser (S. 172), worin er mit Genugtuung und berechtigtem Selbstgefühl über das von ihm Geleistete und Erreichte spricht, dachte er schon am 4. August Berlin verlassen zu können und bestimmt am 1. September in Wien zu sein. Allein noch am 12. August hat er in Berlin ein „letztes Wort“ über die Universitätsangelegenheiten an Hardenberg gerichtet (bei Köpke a. a. O. S. 217). An Goethe schreibt er am 3. August: „Ich gehe so gut als gewiss am 10. oder wenige Tage später von hier (Berlin) ab, treibe mich im mansfeldschen und schwarzburgischen bis gegen Ende August herum und reise dann über Eger nach Prag“ (S. 238). Aus dem Briefe an Körner vom 4. August (S. 114 Jonas) mag hier das Lob seines Nachfolgers Nicolovius, eines „Mannes von mannigfaltigen Kenntnissen und liberaler Denkungsart“ hervorgehoben werden. Über sein eigenes Austreten aus seinem bisherigen Wirkungskreise sagt er ebenda nicht mehr als, „dass es auf eine ehrenvolle und befriedigende Manier“ und so geschehen sei, dass auch die seiner Sorgfalt bisher anvertraut gewesenen Institute nicht leiden würden. Er gehe, heisst es gegen den Schluss des Briefes, zunächst auf die Güter seiner Frau; Briefe würden ihn in den ersten Tagen des September in Wien treffen. Von Thüringen aus schreibt er an Nicolovius. Er hat dann auf dem Wege nach Wien auch Gentz in Teplitz und Stein in Prag besucht und ist erst im Oktober an seinem neuen Bestimmungsort angekommen (vgl. Schlesier, Erinnerungen 2, 216; Haym, Wilhelm von Humboldt S. 287). — Natürlich sind es Nachklänge der bisher gemeinsamen Wirksamkeit, die uns in diesem und den nächsten Briefen begegnen. Der neugegründeten berliner Universität muss der Verfall der hallischen zu gute kommen. Über die Frequenz der letzteren vgl. Schrader a. a. O. 2, 37. Von Verweisungen auf Grund der Beteiligung an Landsmannschaften (19, 7) ist ebendaselbst S. 38 die Rede.

19, 10] Dem berühmten leipziger Philologen Johann Gottfried Hermann hatte Humboldt noch am 30. Juni dringend und, obgleich nicht mehr Leiter der Sektion, autoritativ die Professur der Beredsamkeit an der berliner Universität angetragen. Am

30. August hatte Hermann sich ablehnend erklärt (Köpke a. a. O. S. 79. 216).

19, 13] Der Geograph und Historiker Friedrich August Ukert, geboren 1780 zu Eutin, war, nachdem er kurze Zeit Erzieher der Söhne Schillers in Weimar gewesen, 1808 einem Ruf nach Gotha gefolgt, wo er zunächst Inspektor am Gymnasium, dann Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek wurde.

19, 15] Schön, seit Anfang Juni 1809 Präsident der litauischen Regierung in Gumbinnen, war von Hardenberg, unmittelbar nachdem derselbe an die Spitze der Geschäfte getreten, nach Berlin berufen worden. Der Staatskanzler hätte viel um seine Mitwirkung gegeben. Er bot ihm in erster Linie das Ministerium der Finanzen, dann das des Kultus an. Es kam jedoch, zumeist des auch von Niebuhr bereits verworfenen hardenbergschen Finanzplans wegen, zu keiner Verständigung; Schön bat auf seinen gumbinner Posten zurückkehren zu dürfen und erhielt dazu vom König unterm 30. August die Erlaubniss (Aus den Papieren Schöns 1, 62; Anlagen 119).

19, 16] Theodor, der ältere der beiden damals noch lebenden Söhne Humboldts, geboren 1797 in Jena, reiste Ende September dem Vater nach (an Körner 13. September 1810 S. 116). Seit Februar 1809 war derselbe „in der Familie des Onkels der liebenswürdigen Bettina“ d. h. bei Karl Laroche, einem Jugendfreunde der Eltern, untergebracht gewesen (an Jacobi 18. Februar 1809 S. 81 Leitzmann; an Welcker 30. Mai 1809 S. 11). Über die Beziehungen von Laroche zu Humboldts geben seine Briefe an Charlotte Schiller (Charlotte von Schiller 3, 282), vor Allem aber die von Paul Schwenke in der Deutschen Rundschau veröffentlichten Jugendbriefe Auskunft; vgl. auch Briefe an eine Freundin 1, 276.

10.

20, 13] Zu Humboldts Äusserungen über Dohna vgl. das Urteil Vinckes bei Bodelschwingh a. a. O. 1, 371, ausserdem Pertz, Leben Steins 2, 344 und Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 331.

21, 4] Die Bekanntmachung der Vorlesungen an der berliner Universität während ihres ersten Semesters (vgl. die Übersicht bei Köpke a. a. O. S. 88) war unter dem 18. September 1810 in

der jenaischen und hallischen Literaturzeitung erfolgt. Die wortreiche Einleitung hat in der Tat einen gar zu entschuldigenden Charakter: die vollständige Begründung und Einrichtung des Instituts erfordere zu wichtige und vielseitige Vorbereitungen, als dass sie das Werk weniger Monate sein könnte; niemals sei eine bedeutende Universität gestiftet worden, welche sogleich in allen Teilen vollendet hätte auftreten können; so auch hier; die feierliche Inauguration werde zwar beschleunigt werden, nur dürfe den betreffenden Massregeln nicht vorgegriffen werden; um aber die Zeit bis dahin nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, würden die Vorlesungen bereits mit dem bevorstehenden Winterhalbjahr ihren Anfang nehmen; freilich sei das nachstehende vorläufige Verzeichniss der Vorlesungen fragmentarisch und unvollständig, doch kündige es in einigen Teilen schon jetzt die Gestalt an, welche man dem Ganzen zu geben beabsichtige u. s. w.

21, 27] Den „inliegenden Zettel" glaube ich wiederzuerkennen in einem undatierten und ununterzeichneten Quartblatt mit der Überschrift: „Einige Bemerkungen über den pädagogischen Wert des Herrn von Türk". Das Blatt beruft sich auf das durch Türks Reise zu Pestalozzi und durch sein bisheriges pädagogisches Wirken bewährte reine Interesse für die Sache, verweist auf seine 1806 erschienenen „Briefe aus Münchenbuchsee", bezeichnet ihn als einen besonderen Kenner der durch Schmid verbesserten mathematischen Lehrmittel der pestalozzischen Methode und hebt hervor, wie er durch seine frühere Laufbahn im Hof- und Staatsdienst für eine praktische organisatorische Tätigkeit im Schulwesen vorzugsweise befähigt sei. Karl Christian Wilhelm von Türk, geboren 1774 zu Meiningen, war nämlich durch die ihm in mecklenburg-strelitzschen Diensten anvertraute Inspektion über das Schulwesen zu selbständigen pädagogischen Studien geführt worden. So unternahm er im Jahre 1804 auf eigene Kosten eine pädagogische Reise, auf der er die vorzüglichsten Schulanstalten Deutschlands und der Schweiz besuchte, und verwertete nach seiner Rückkehr das Erlernte und Erfahrene selbst unterrichtend und als praktischer Schulreformator. Im Jahre 1805 als Regierungs- und Konsistorialrat nach Oldenburg gerufen, setzte er hier die gleichen Bestrebungen fort, sah sich aber

im Gedränge zwischen seiner pädagogischen Tätigkeit und seinen sonstigen Amtsarbeiten unter der Ungunst der napoleonischen Zeit im Jahre 1808 zur Niederlegung seiner Stelle genötigt, um sich in der Schweiz ausschliesslich dem Erziehungsfach zu widmen, anfangs als Gehülfe Pestalozzis zu Yverdun, dann als Leiter einer selbständigen Anstalt zu Vevey. Unserm Briefe zufolge wäre er und seine Frau, die Schwester des mit Humboldt bekannten Geologen Leopold von Buch, im Jahre 1810 bereit gewesen einem Ruf in preussische Dienste zu folgen. Nach einem mir vorliegenden Briefe Türks an Humboldt vom 12. Mai 1814, in welchem er ausführlich über sein Leben und Streben sich ausspricht, hätte er noch 1812 es abgelehnt sich um eine Anstellung in dem unter französischem Einflusse stehenden Preussen zu bewerben, wie er denn aus gleichem Grunde Berufungen nach Dessau, nach Weimar, nach Baden abgelehnt habe. In eben diesem Briefe jedoch trägt er sich nun nach erfolgter Befreiung des Vaterlandes dem Staate, der dabei die Führerrolle übernommen, an, um durch Mitwirkung bei einer wahren Nationalerziehung das durch die Waffen Errungene für die Zukunft sichern zu helfen. Humboldts Fürwort fehlte nun dem verdienten Manne nicht. Aufs Wärmste verwendet sich Frau von Humboldt für ihn in einem an Nicolovius gerichteten Briefe vom 13. März 1815. Von Türk erwartete sie damals einen Hauslehrer für ihren jüngsten Sohn Hermann und Türk selbst, wenn er nach Preussen verpflanzt würde, dachte sie später den Knaben anzuvertrauen. Wirklich wurde Türk 1815 als Regierungs- und Schulrat nach Frankfurt an der Oder berufen, von wo er dann im folgenden Jahre zu langjähriger segensreicher sozialpädagogischer Wirksamkeit nach Potsdam versetzt wurde; er starb 1846. Vgl. ausser Türks Selbstbiographie (Potsdam 1859) Schneiders Artikel über ihn in Schmids und Schraders Enzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens 9, 515.

11.

24, 3] Nachdem bis dahin Nicolovius interimistisch die Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts geleitet hatte, wurde

am 20. November 1810 Schuckmann durch Hardenberg zum Chef der Sektion und Nicolovius zum Direktor in beiden Abteilungen ernannt, jener überdies zum Chef der Abteilung für Handel und Gewerbe. Kaspar Friedrich von Schuckmann, geboren 1755 zu Mölln in Mecklenburg-Schwerin, war Hardenberg von Ansbach und Baireuth her bekannt, wo er seit 1795 als Kammerpräsident tätig gewesen war. Während des Krieges war er 1807 von den Franzosen wegen Verdachts der Verräterei nach Mainz abgeführt, dann in Heidelberg interniert gewesen und hatte sich nach seiner Freilassung 1808 als Gutsbesitzer in Schlesien niedergelassen. Er starb als preussischer Minister des Innern 1834; vgl. über ihn Wippermann Allgemeine deutsche Biographie 32, 647. Den „Mann der alten Schule", seiner ganzen Art nach grundverschieden von Humboldt, charakterisiert Köpke a. a. O. S. 94 und erzählt S. 103, wie der neue Minister die Universitätsangelegenheit auf ganz andere Grundlagen stellte als Humboldt.

24, 10] Zu dem Lobe Königsbergs vgl. den Brief an Wilhelm Motherby bei Schlesier, Erinnerungen 2, 185, wo gleichfalls Königsberg gegen Berlin gerühmt wird. Der schönen königsberger Kirchhöfe gedenkt Humboldt in den Briefen an eine Freundin 1, 240.

25, 5] Mit den „Klügsten und Besten" sind ohne Zweifel in erster Linie Niebuhr und Schön gemeint.

25, 7] Über die Rolle, welche damals der junge Historiker Friedrich von Raumer, „der kleine Staatskanzler", spielte, und über sein intimes Verhältniss zu Hardenberg hat er selbst in seinen Lebenserinnerungen 1, 119 berichtet.

25, 10] Über die am 23. Februar 1811 eröffnete Landesdeputiertenversammlung und die damit zusammenhängenden Hergänge mag auf Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 373 und zum Vergleich mit Humboldts Urteil auf die von Arnim-Boytzenburg, Schleiermacher und Gneisenau in ihren Briefen an Stein bei Pertz, Leben Steins 2, 563 verwiesen werden.

26, 1] Über den damaligen Anfangszustand der berliner Universität berichtet Köpke a. a. O. besonders S. 98. 99. Günstiger als Humboldt beurteilten denselben Niebuhr und selbst Schleiermacher (ebendaselbst S. 104. 105).

12.

Am 8. Juni 1812 hatte Humboldt Wien verlassen, um einen zweimonatlichen Urlaub anzutreten. Er war einige Wochen in Burgörner, wo ihn Privatgeschäfte festhielten. Auf der Rückreise nach Wien, wo er am 15 August wieder einzutreffen dachte, verweilte er längere Zeit in Berlin; vgl. an Körner 1. Juli 1812 (S. 127), an Wolf 3. Juli (Gesammelte Werke 5, 293), an Goethe 7. September (S. 242).

26, 19] Der bekannte Orientalist Johann Severin Vater, Fortsetzer des auch von Humboldt mit Beiträgen versehenen adelungschen Mithridates, war erst 1809 von Halle nach Königsberg gerufen worden, „an Niemandes Platz“, wie Humboldt am 14. Juli 1809 an Wolf schreibt (Gesammelte Werke 5, 269). Im Jahre 1820 ist er nach Halle zurückgegangen, wo er 1826 starb. Das im folgenden Briefe (29, 12) über Vater ausgesprochene Urteil stimmt zu dem in Humboldts Brief an Welcker vom 6. November 1821 (S. 53).

13.

Der wiener Gesantschaftsposten setzte seinen Inhaber jetzt in lebhafte Bewegung. „Meine Sprachstudien“, schreibt Humboldt am 5. Februar 1813 an Welcker (S. 24), „liegen seit einiger Zeit, weil mir überhäufte Geschäfte keine Musse lassen“. Es waren die Tage des königsberger Landtags, auf welchem die Auerswald, Schön, Dohna die Erhebung des ostpreussischen Volkes betrieben. Auf diese drei und auf Hardenberg werden die Anfangsbuchstaben der Namen 30, 11—13 zu deuten sein, auf die sich Humboldts Fragen richten.

30, 23] Die Auskunft, die Humboldt über Dr. Heinrich Kohlrausch giebt, erweitert sich zu einer ausführlichen Charakteristik, die ihre Ergänzung durch den Brief an Welcker vom 23. Dezember 1809 (S. 16) findet. Der Mann war ihm in Rom besonders nahe getreten. Er war bei dem Tode von Humboldts Erstgeborenem zugegen gewesen, ihm verdankte er die Rettung des unmittelbar danach lebensgefährlich erkrankten zweiten Sohnes. Wie Hum-

boldt gegen Schiller und Schweighäuser den geschickten, teilnehmenden und besonnenen Arzt rühmt (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt[2] S. 310. 314; Laquiante S. 84), so ist Frau von Humboldt seines Lobes voll (Gabriele von Bülow S. 42. 45). Diese begleitete Kohlrausch demnächst auf ihrer Reise von Rom nach Deutschland, von da nach Paris und zurück nach Rom (ebenda S. 48. 52) und lebte seitdem in Humboldts Hause daselbst (Humboldt an Goethe 5. Juni 1805 S. 226). Später nach Berlin zurückgekehrt, ist er hier 1826 als geheimer Obermedizinalrat gestorben.

14.

Den luneviller Frieden (9. Februar 1801) hatte Humboldt in Paris erlebt, wo er sich mit seiner Familie seit dem November 1797 aufhielt und wohin er nach der im September 1799 angetretenen spanischen Reise am 18. April 1800 zurückgekehrt war, um dann nach einer nochmaligen Reise in die Pyrenäen im Sommer 1801 wieder in Deutschland einzutreffen. Jetzt, im Jahre 1814, befand er sich seit Anfang April in Paris als Bevollmächtigter Preussens bei den Friedensunterhandlungen, die am 30. Mai mit der Unterzeichnung des ersten pariser Friedens ihren Abschluss erlangt hatten. Der Wunsch noch vor dem wiener Kongress auf einige Tage nach Berlin zu kommen ging ihm nicht in Erfüllung. Von der gemeinsam mit den Souveränen von Russland und Preussen in reicher Gefolgschaft unternommenen Reise nach England zurückgekehrt, hatte er den König nach der Schweiz zu begleiten, um sich dann unmittelbar an den Ort des Kongresses zu verfügen. Erst nachdem der Kongress seine Arbeit getan, im Juni des folgenden Jahres, waren ihm einige Tage in Berlin vergönnt. Nur einige Tage; denn wieder riefen ihn (die Schlacht bei Waterloo war inzwischen geschlagen) die neuen Friedensverhandlungen nach Paris. Die vier folgenden Briefe unsrer Sammlung datieren aus Frankfurt. Hier nämlich fesselten Humboldt von Ende November 1815 bis Januar 1817 die Geschäfte der Territorialkommission bezüglich der im zweiten pariser Frieden vorgesehenen, noch unerledigten Ordnung der

deutschen Gebietsverhältnisse. Hier auch entschied sich seine fernere Verwendung anders als in Paris bestimmt worden war; über den pariser Gesantschaftsposten wurde aus Gefälligkeit gegen Frankreich anders verfügt und Humboldt selbst erbat sich statt dessen den londoner Gesantschaftsposten.

15.

33, 17] Die Bekanntschaft Karl David Ilgens hatte Humboldt in Jena gemacht, wohin jener, bis dahin Rektor der Stadtschule in Naumburg, Ostern 1794 als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen gekommen war. Beide Familien wohnten hier zusammen im hellfeldschen Hause (vgl. Schillers Geschäftsbriefe S. 149). Seit dem Jahre 1802 war Ilgen Rektor in Schulpforta. Aus den Jahren 1815 bis 1827 befinden sich in seinem dort bewahrten Nachlass 28 Originalbriefe Humboldts, teils an Ilgen selbst, teils an dessen Frau. Aus den mir durch die Güte des Herrn Professor Kettner in Schulpforta zugänglich gemachten Abschriften und Auszügen dieser Korrespondenz entnehme ich das Folgende zur Erläuterung der Angelegenheit, die den Inhalt unsrer Nummer bildet. Am 18. März 1816 hatte Frau Ilgen, von deren Verehrung für Humboldt ein Zeugniss aus den jenaer Tagen in einem schillerschen Briefe (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt[2] S. 207) vorliegt, dem alten Freunde die Ernennung ihres Mannes zum Schulrat und die vermeintliche Erhebung in den Adelstand gemeldet. Auf einen beglückwünschenden Brief vom 25. März musste indess Humboldt schon am 13. April einen beruhigenden folgen lassen, worin er, nachdem Frau Ilgen in grosser Aufregung den Irrtum eingestanden, mit den besten Gründen und mit aller möglichen Beredsamkeit, die ihm seine Teilnahme einflösste, der in dem ilgenschen Hause herrschenden Stimmung entgegenzuarbeiten versuchte. „Es ist“, schreibt er unter anderm, „wie wenn man fälschlich glaubte in der Lotterie gewonnen zu haben. Ich bin gewiss, Ihr Mann redet nicht davon den Dienst zu verlassen. Es müsste es jeder, ich mache Ihnen kein Geheimniss daraus, missbilligen. Einen nützlichen Wirkungskreis, eine gute und angenehme Familienexistenz, eine

Regierung, die einem nichts zu leide gethan, alles das zu verlassen wegen eines Schreibfehlers, wegen eines Titels würde und müsste eine Reizbarkeit des Selbstgefühls bei ganz äusserlichen Vorzügen beweisen, die ich mir selbst nicht erlauben würde und die ich nie billigen könnte.“ Sehr merkwürdig gewiss: in einer Angelegenheit, die den Fernerstehenden kaum anders als komisch berühren kann, zeigt Humboldt, der berüchtigte Spötter, auch nicht die leiseste Anwandlung von Ironie, nichts als verständige Teilnahme, von sorglichem Rat begleitete Hülfsbereitschaft. Er schreibt Brief über Brief. Zur Vergleichung mit dem an Nicolovius möge hier noch eine Stelle aus dem an demselben 17. April geschriebenen mitgeteilt werden, worin er dem portenser Rektor selbst auf seine Klagen noch entgegenkommender antwortet: „Da Ihnen die Schulpforte auch sonst nicht angenehm zu sein scheint, so suchen Sie eine Versetzung nach. Es wäre vielleicht jetzt selbst eine nach Cölln möglich. Ich rate Ihnen dann zuerst an den Staatsrat Nicolovius darüber zu schreiben, dem Sie ja auch mit zwei Worten sagen können, dass selbst dies unangenehme Versehen Ihnen Ihre Lage verbittert. Ich werde ihm auch noch heute schreiben. Er ist Direktor der Sektion und ein sehr braver Mann und mein Freund und ich muss die Sektion mit ihm zugleich [gleich?] halten. Mit dem Minister stehe ich nicht so, dass ich ihm schreiben kann .... Ich habe Ihnen mit rücksichtsloser Offenheit gesprochen. Ich glaube, dass die Freundschaft keinen besseren und nützlicheren Dienst erweisen kann. Seien Sie überzeugt, dass ich, was ich trotz der berührten Umstände zur Verbesserung Ihrer Lage tun kann, gewiss auf das Kräftigste tun werde, und glauben Sie, dass es mir immer ungemein lieb sein wird, wenn Sie sich, sei es unmittelbar, sei es durch Ihre liebe Frau, die ich herzlich zu grüssen bitte, so oft Sie es für nötig halten, an mich wenden. Ich werde immer Zeit finden Ihnen gleich zu antworten.“ Dass er Wort gehalten, bezeugen noch einige spätere Nummern der Korrespondenz mit Nicolovius. Gleich die nächstfolgende nimmt wieder Bezug auf die fragliche Angelegenheit. An Frau Ilgen aber schreibt Humboldt schon am 14. Mai, er habe von Nicolovius eine Antwort erhalten, die ihm die vollkommene Beruhigung gebe, dass, wenn Ilgen aus-

geführtere Vorstellungen über die Schulpforte mache, sie gewiss gehörig würden erwogen werden; der König selbst habe schon vor einiger Zeit die Anstalt dem Minister nachdrücklich empfohlen. Und am 10. Juni an Ilgen: „Es ist mir ungemein angenehm gewesen zu hören, dass meine Schreiben bei Herrn Staatsrat Nicolovius nicht vergeblich gewesen sind.“ Dass nicht alle Briefe Humboldts an Nicolovius erhalten sind, geht aus dieser Stelle, auch aus Brief Nr. 16 an Welcker (S. 32) hervor. Vgl. übrigens über Ilgen die Schrift von Kraft, *Vita Ilgenii*, Altenburg 1837, und die Besprechung dieser Schrift in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Juli 1838 bei Schmieder, Erinnerungsblätter zur dritten Jubelfeier der Landesschule Pforte S. 187; ferner Kirchner, Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts S. 73 und Kaemmel Allgemeine deutsche Biographie 14, 19.

16.

Der schöne und bedeutende Brief erläutert sich selbst. Der „Mann, der dies Departement (das des Unterrichts) hat“ (36, 18), ist Schuckmann. Von Hardenberg natürlich ist im Folgenden die Rede.

17.

38, 30] Der Agamemnonübersetzung wegen darf ich auf mein Lebensbild Humboldts S. 147 und 232 verweisen. Ausserdem kann verglichen werden: an Körner 7. März 1797 (S. 63), an Riemer 12. April 1806 (Briefe von und an Goethe S. 240. 241), an Schweighäuser 8. Juni und 5. Oktober 1805 (S. 106. 115), an Goethe 7. September und 15. November 1812 (S. 242. 247), an Körner 28. November 1812 (S. 133); für den Abschluss der Arbeit: an Goethe 19. Juli und 9. August 1816 (S. 257. 259), an Karoline von Wolzogen 12. Mai 1816 (Literarischer Nachlass² 2, 28), an Wolf 10. August 1816 (Gesammelte Werke 5, 297), an Körner 17. August 1816 (S. 138).

39, 12] Humboldts Frau, von der er nach mehrjährigem Zusammenleben in Wien durch seine diplomatischen Geschäfte während des Krieges, kurze Begegnungen abgerechnet, seit Anfang Juni 1813 getrennt gewesen war, kam jetzt, am 6. August, mit ihrer ältesten und ihrer jüngsten Tochter, Karoline und Gabriele, von einem karlsbader Kuraufenthalt nach Frankfurt (Gabriele von Bülow S. 101).

18.

Neben den Geschäften der Territorialkommission fiel Humboldt, nachdem der zuerst zum Bundestagsgesanten ernannte von Hänlein am 9. August abberufen worden war, auch die interimistische Vertretung Preussens beim Bunde bis zum Eintreffen des für diesen Posten nunmehr bestimmten von der Goltz zu (vgl. 42, 4. 6). Nur den vorbereitenden und der feierlichen Eröffnungssitzung am 5. November 1816 jedoch wohnte er bei. Schon in der ersten Geschäftssitzung am 15. November erschien statt seiner von der Goltz. Über Humboldts Auffassung vom deutschen Bunde giebt seine von Rössler in der Zeitschrift für preussische Geschichte 1872 publizierte Denkschrift vom 30. September 1816 Auskunft; vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte 2, 144.

39, 24] Der erste der beiden in unserm Briefe Empfohlenen ist der ausgezeichnete Arabist Georg Wilhelm Friedrich Freytag, der als Fünfundzwanzigjähriger von Göttingen im Jahre 1813 nach Königsberg gezogen und dort an der Bibliothek angestellt worden war. Als Brigadeprediger gelangte er 1815 mit der preussischen Armee nach Paris. Er hat dann 1819 die Professur der orientalischen Sprachen zu Bonn erhalten und ist dort 1861 gestorben.

40, 19] Niebuhr, dessen Instruktion Humboldt zu kennen wünscht, war 1816 zum preussischen Gesanten am päpstlichen Hofe ernannt worden. Bis dahin war der ehemals von Humboldt eingenommene Posten nicht wieder besetzt gewesen.

40, 26] Der zweite Empfohlene ist der mit lyrischen und dramatischen Dichtungen dem Kreise der jüngeren Romantiker angehörige, 1783 in Breslau geborene Mediziner Johann Ferdinand Koreff, der sich als praktischer Arzt 1807 nach Paris begeben hatte

dann nach Reisen in Italien und der Schweiz auf dem wiener Kongresse mit dem Staatskanzler Hardenberg in Beziehung getreten war und von diesem wie von Humboldt geschätzt wurde. In Wien scheint er Arzt im humboldtschen Hause gewesen zu sein, er ging dort aus und ein (Gabriele von Bülow S. 83). So soll er auch bei dem Duell zwischen Boyen und Humboldt gegenwärtig gewesen sein (vgl. Schlesier, Erinnerungen 2, 293 und Varnhagen, Tagebücher 3, 138). Der günstigen Meinung Hardenbergs und Humboldts verdankte er seine Ernennung zum ordentlichen Professor an der berliner Universität. Er wie Wolfart galten als Vertreter der Lehre vom Magnetismus und des magnetischen Heilverfahrens. Für die Anstellung hatte sich auch Humboldt schon am 1. Dezember 1815 ausgesprochen. Trotz entgegengesetzter Gutachten und trotz einer Gegenvorstellung der medizinischen Fakultät wurden durch Kabinetsordre vom 8 Juni 1816 und 7. Februar 1817 Koreff und Wolfart zu ordentlichen Professoren ernannt (vgl. Köpke, a. a. O. S. 123). Mit dieser Angelegenheit scheint die Äusserung unsres Briefes zusammenzuhängen. Übrigens wurde 1818 Koreff geheimer Oberregierungsrat in der Kanzlei des Staatskanzlers; später zerfiel er mit demselben und ging wieder nach Paris, wo er 1851 starb.

19.

Nur bis zum ersten Drittel des Januar 1817 war Humboldt in Frankfurt. Er kündigt am 10. Januar Goethe seine Abreise an: „Endlich setze ich mich in Bewegung“ (S. 260). Über Weimar ging er auf seine Güter und lebte hier mit den Seinen, wie er an Welcker am 27. Januar (S. 35) schreibt, „in göttlicher Einsamkeit“. Dass er „leider“ schon am 1. März von Burgörner nach Berlin abreiste, meldet er Welcker am 20. Februar (ebendaselbst): vgl. über den Aufenthalt in Burgörner Gabriele von Bülow S. 119. Die Kinder (41, 12) sind Adelheid und deren Gemahl, Generallieutenant von Hedemann.

42, 17] Gesanter in Wien war jetzt der General von Krusemark.

20.

Zwischen dem vorigen und dem gegenwärtigen Brief liegt nun Humboldts Aufenthalt in London, wohin er gegen Ende September 1817 als Gesanter abgegangen und von wo er Anfang November 1818, zunächst behufs Teilnahme an den Schlussverhandlungen des Kongresses zu Aachen, nach dem Festlande zurückgekehrt war. Die Anwesenheit in Trier, von der in unserm Briefe die Rede ist, fällt Anfang Dezember in die ersten Tage nach dem aachener Kongresse. Und nun befindet er sich in Frankfurt „zu einem bestimmten Geschäft", wie er am 26. Dezember 1818 an Welcker (S. 39) schreibt, nämlich, um endlich jenes mühselige Territorialgeschäft zu Ende zu führen, für das er schon früher hier als preussischer Kommissar tätig gewesen war. Er meinte damals, das Geschäft werde sich bis in den Februar hinziehen. Tatsächlich wurde der frankfurter Territorialrezess erst am 20. Juli 1819 von den vier Bevollmächtigten unterzeichnet und erst am 22. reiste Humboldt, nachdem er schon in Aachen um Enthebung von seinem londoner Posten gebeten hatte, nach Berlin, um am 12. August das ihm bereits im Januar übertragene, am 31. Dezember 1819 wieder entzogene Ministerium für ständische und Kommunalangelegenheiten, die Hälfte des Ministeriums des Innern, zu übernehmen (vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte 2, 496).

44, 8] Nicolovius' jüngerer Bruder Theodor war unter Schön Direktor in der Regierung zu Gumbinnen.

21.

Zu Humboldts neuem Ministerium gehörte auch das bisher von Hardenberg verwaltete Departement des Fürstentums Neufchatel.

45, 18] Graf Henckel, mit dessen Unterbringung sich der erste Teil unsres Briefes beschäftigt, ist wohl Leo Viktor Felix Henckel von Donnersmarck, geboren 1785, gestorben 1861, zuletzt geheimer Regierungsrat in Merseburg.

47, 7] Frau von Humboldt war ihrem Manne nicht nach der „Nebelinsel“ gefolgt, sondern hatte sich mit ihren Töchtern und ihrem Schwiegersohn, dem Gemahl ihrer zweiten Tochter Adelheid, Generallieutenant von Hedemann, nach Italien begeben. Ende 1817 waren Hedemanns allein zurückgekehrt; die Mutter mit den beiden andern Töchtern war dann länger, als die anfängliche Absicht gewesen, in Rom festgehalten worden, ja nach schon erfolgtem Aufbruch im August 1818 nochmals nach Rom zurückgekehrt. Dort eben hatte sie Niebuhrs Freundlichkeit erfahren. Der jetzt endlich Heimkehrenden war Humboldt am 28. Juni entgegengereist und alle Glieder der Familie, auch Humboldts Sohn Theodor mit seiner jungen Frau und Hedemanns, hatten sich in Heidelberg zusammengefunden. Seit dem 2. Juli war man zusammen in Frankfurt, von wo aus nun Humboldt seine Frau wiederholt in Ems besuchte: vgl. Gabriele von Bülow S. 167 und Humboldt an Stein 4. und 15. Juli bei Pertz, Leben Steins 5, 390. Statt Hedemann „und meine Tochter“ (49, 18), hat die Handschrift mit charakteristischem Verschreiben „seine Tochter“.

47, 30] Christian Schlosser, der jüngere Sohn von Hieronymus Peter Schlosser, Neffe von Goethes Schwester Kornelie, 1812 in Rom zum Katholizismus übergetreten, war auf Johannes Schulzes Vorschlag 1818 als Gymnasialdirektor nach Koblenz gekommen, nachdem die dortige Direktorstelle mehrere Jahre unbesetzt gewesen war. Er gab die Stelle 1819 wieder auf und trat ins Privatleben zurück (vgl. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preussen S. 383 und besonders Varrentrapp, Johannes Schulze S. 209, wo auch weitere literarische Nachweisungen gegeben sind).

22.

Der vorliegende undatierte Brief wird Ende August oder Anfang September 1819 zu setzen sein, da die darin erwähnte dewettesche Sache nicht wohl auf etwas andres als auf die wegen des bekannten Trostschreibens an Sands Mutter erfolgte Absetzung de Wettes von seiner berliner Professur zu beziehen ist. Der sonstige auf Ilgen und die Schulpforte bezügliche Inhalt

des Briefes widerspricht dem nicht. Schon im Jahre 1817 waren von der vorgesetzten Behörde in schonender Weise die Einleitungen wegen Einführung der in Preussen üblichen Abiturientenprüfungen getroffen worden. Für dies schonende Verfahren war Humboldt vermittelnd eingetreten. Er habe, schreibt er an Ilgen am 29. April 1817, in dem Sinne mit Nicolovius gesprochen, dass dem Wunsche Ilgens gemäss der Schulpforte eine Ausnahmestellung zugestanden werde. Unterm 10. Juli 1818 setzte darauf Ilgen in einem ausführlichen Gutachten auseinander, wie es bisher bei der Entlassung der Abiturienten auf die Universität in Pforta gehalten worden, und trug darauf an es bei diesem Verfahren zu belassen. Am 8. September 1818 wurden diese Vorschläge im Wesentlichen wirklich genehmigt (Kirchner a. a. O. S. 99). Im August und September des nächsten Jahres indess erschien eine Regierungskommission von drei Mitgliedern in Pforta, durch welche die Grundzüge einer neuen Verfassung für die Anstalt festgesetzt und auch die früheren Vergünstigungen in Betreff des Abiturientenexamens aufgehoben wurden (Kirchner S. 104). Hierauf offenbar bezieht sich unser Brief. Es wurde dem alten Rektor begreiflicher Weise nicht leicht sich in die neue Ordnung zu finden. Ein späterer Brief Humboldts vom 23. Oktober 1819 an Ilgen geht mit teilnehmendem Bedauern auf die Beschwerden desselben ein; er sucht ihn von der Absicht abzubringen eine Professur in Berlin zu suchen und das Rektorat von Pforta niederzulegen. Dass Ilgen diese Absicht dennoch weiterverfolgte, sieht man aus seinem Briefe an Böttiger vom 1. März 1821 (Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 142, 543). Humboldt war nach wie vor dagegen. Von Neuem macht er dem alten Freunde unterm 16. August 1821 Vorhaltungen dagegen und rät dem Unzufriedenen, Verstimmten sich durch Dinge, die im Geschäftsleben unvermeidlich seien, nicht in seinem Gemütsleben stören zu lassen, empfiehlt Entgegenkommen gegen die Wünsche der Regierung und verweist ihn auf den Segen, den er in Pforta stifte; „diese innere Belohnung der Arbeit ist doch immer das Höchste“. Unwillkürlich wird man durch die Geduld, mit der Humboldt den guten Schulrektor von Pforta verständig zu beraten und zu beschwichtigen nicht müde wird, an die noch langmütigeren und undankbareren

Vorstellungen erinnert, mit denen er den Eigensinn und die Anmassung seines grossen Freundes Wolf zu brechen versuchte.

23.

Die zehnjährige Lücke zwischen diesem und dem vorigen Briefe erklärt sich daraus, dass Humboldt jetzt in Berlin mit Nicolovius vereint, ja dass beide Hausgenossen waren (Denkschrift auf Nicolovius S. 319). Erst seit 1830 gehen wieder einzelne Briefe zwischen Tegel, wohin Humboldt sich seit Frühjahr 1829 zurückgezogen hatte, und Berlin hin und her; die humboldtschen sind nun nicht mehr von dessen eigner Hand geschrieben, sondern nur unterschrieben. Von einem, Tegel, 14. Februar 1830 datierten Schreiben liegen mir nur zwei Ausschnitte vor. Der eine erbittet eine Auskunft über das Pensionsreglement, das zu Ungunsten des erblindeten, Michaelis 1830 quieszierten Ilgen geltend gemacht wurde; der andere bildet den Schluss des Schreibens: „Ich höre, dass in der Kirchenzeitung ein Artikel über Goethes Briefwechsel mit Schiller steht, in welchem auch ich genannt sein soll. Könnten Ew. Hochwohlgeboren mir nicht dies Blatt auf einen Tag verschaffen?“ Auf beide Angelegenheiten kommt unsre Nummer zurück. Der Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung erstreckt sich durch die Nummern vom 3., 6. und 10. Februar 1830. In der von Humboldt treffend charakterisierten Weise sind darin die Zitate gehäuft, aus denen hervorgehen soll, dass die beiden Briefsteller die Kunst mit ihren Personen identifiziert, dass sie das Publikum gescholten und doch zugleich als einen Götzen verehrt, dass sie die Würde des dichterischen Berufs durch die Rücksicht auf materielle Vorteile heruntergezogen hätten. Auf dieses Gericht über die Moralität der beiden Dichter folgt das über ihre ablehnende Stellung zum Christentum mit der schliesslichen Behauptung, dass sie, wo sich ja etwas von religiösem Bedürfniss in ihnen geregt habe, dasselbe „durch die vergötternde Anschauung ihrer eignen Naturen“ befriedigt gefühlt hätten. Dabei bewahrt der Artikel den Schein kühler Objektivität. Die Scheite zu dem Autodafé werden aus den Briefen und gelegentlich aus

den Werken der Inquisiten zusammengeschichtet und nur hie und da wird in die Zwischenräume dieses Materials zu besserer Förderung des Brandes einiges Öl hinzugegossen. Die Evangelische Kirchenzeitung war es auch, die durch den denunziatorischen Artikel des Landgerichtsdirektors von Gerlach „Der Rationalismus auf der Universität Halle“ in den Nummern vom 16. und 20. Januar 1830 die vom König am 14. Februar befohlene Untersuchung gegen die halleschen Professoren Gesenius und Wegscheider veranlasst hatte, über deren Ausgang Schrader, Geschichte der Universität Halle 2, 165 berichtet.

51, 20] Über die Herausgabe des schiller-humboldtschen Briefwechsels (1830) geben am vollständigsten Auskunft die Briefe 28 bis 36 an Körner (S. 141), ausserdem Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass ²2, 55.

24.

52, 13] Zu Nicolovius' Erkrankung im Sommer 1834 vgl. Denkschrift auf Nicolovius S. 317.

52, 21] Ilgen starb am 17. September 1834.

26.

54, 14] Uhdens Todestag war der 21. Januar 1835.

54, 27] Bunsen war seit 1824 nach Niebuhrs Abgang erst Geschäftsträger, dann Ministerresident in Rom.

27.

In den Staatsrat, dem Humboldt seit dessen Gründung im März 1817 angehört hatte und aus dem er zugleich mit der Verabschiedung als Minister am 31. Dezember 1819 entlassen worden war, war er durch Kabinetsordre vom 15. September 1830 zurückberufen worden. Zwei Tage vor unserm Briefe schreibt er an seine in Berlin weilende Tochter Gabriele von Bülow:

„Ich bin in meinen Projekten nach Berlin zu kommen auf einmal sehr erschüttert worden, da nicht nur Nicolovius in Rusts Namen und Karoline mir ernstlich dagegen schrieben, sondern mir auch, ehe ich diese Briefe bekam, heute, wo ich des Wetters wegen oben spazieren ging, plötzlich vor dem Spiegel, in dem ich mein Gesicht selten jetzt sehe, mit Lachen einfiel, dass es doch ein sonderbarer Gedanke sei einen so krummen Gang und ein so wunderbares Gesicht ohne alle Not vor 50 bis 60 Personen zur Schau zu stellen" (Gabriele von Bülow S. 346). Rust, der berühmte Chirurg, in dessen Hause die humboldtsche Familie in Berlin wohnte, Humboldts Arzt (Briefe an eine Freundin 2, 1. 22), war seit 1829 Präsident des Kuratoriums der berliner Charité. Die Stelle unsres Briefes „Ich bin kein Leidender" bis „glückliches Leben" ist schon von Alfred Nicolovius in der Denkschrift auf seinen Vater S. 319 mitgeteilt.

56, 10] Das stägemannsche Gastmahl fand zur Feier von dessen fünfzigjährigem Staatsdienstjubiläum statt (vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 18, 1172).

Zwei Namen in dem Text unsrer Briefe bedürfen einer nachträglichen Berichtigung. Statt Roukner ist 6, 1 Roeckner zu lesen; denn gemeint ist offenbar Nicolovius' Universitätsfreund, der nachherige Konsistorialdirektor Röckner in Marienwerder (vgl. Denkschrift auf Nicolovius S. 133), derselbe, der, damals Feldpropst, im Jahre 1808 Schön mit seiner zweiten Frau in der Kirche zu Arnau traute (vgl. Aus den Papieren Schöns 1 Anlagen S. 72). — Für Hochenächter 53, 14 ist zu setzen: Hochwächter.

ANHÄNGE.

Anhang 1.

Jugendbriefe Humboldts an seinen Freund Beer.

1.

Sie sprachen letzthin mit mir über die Theilbarkeit der Körper, liebster Freund. Ich hatte damals nicht recht Zeit, Ihnen meine Meinung darüber zu sagen. Es ist Ihnen vielleicht nicht unangenehm, wenn ich diese Materie zum Inhalte dieses Briefes mache.

Jeder Körper ist, oder richtiger scheint uns ausgedehnt, und insofern läßt sich auf jeden Körper der Beweis anwenden, den man von der bis ins Unendliche gehenden Theilbarkeit des Raumes führen kann. Nur fragt es sich: ob der Körper keine andere Eigenschaften hat, als der leere Raum, und ob, wenn er die hat, auch auf sie

der obige Beweis anwendbar ist? Denn wenn dies nicht wäre, so, sehen Sie leicht, brauchen wir entweder einen neuen Beweis für die Theilbarkeit der Körper bis ins Unendliche, oder wir müssen zugeben, daß wir endlich auf einfache Theile kommen. Ohne uns nun auf die gewiß auch dem größesten Metaphysiker unauflösbare Frage: worin eigentlich das Wesen der Körper besteht? einzulassen, finden wir doch Einen Unterschied zwischen den Körpern und dem leeren Raum, der keinem Zweifel unterworfen sein kann: den nämlich, daß der leere Raum eine bloße Idee, ohne Kräfte und positive Eigenschaften ist, die Körper hingegen entweder selbst Kräfte sind, die nur vor unsren Sinnen diesen Schein, diese Phänomene hervorbringen, oder doch wenigstens Kräfte besitzen. Dies wird Ihnen unmöglich jemand abläugnen können, oder er muß läugnen, daß sie wirkliche Dinge sind. Wenn nun ein zusammengesetztes, theilbares Wesen, wie ein Körper, eine Kraft besitzt; so muß diese Kraft entweder bloß in den einzelnen Theilen liegen, oder nicht in den Theilen, sondern in der bloßen Zusammensetzung. Die bloße Zusammensetzung nun kann wohl den Kräften der einzelnen zusammengesetzten Theile eine andere Richtung geben, aber ganz neue, vorher nicht vorhandene Kräfte bringt sie nie hervor. Viel laues Wasser giebt nie heißes. Den ferneren Beweis dieses Satzes, vorzüglich in Rücksicht auf den von der Harmonie und Symmetrie hergenommenen Einwurf bitte ich Sie im zweiten Gespräch des Phädon selbst nachzulesen. Wenn also die Kraft der Körper nicht in der Zusammensetzung liegt, so liegt sie in den einzelnen Theilen, und wenn wir uns nicht im Zirkel herumdrehen und dieselbe Frage wiederholen wollen, so müssen die einzelnen Theile, worin diese

Kraft liegt, nicht mehr zusammengesetzt, sondern einfache sein. Wenn aber das ist; so sind die Körper nicht bis ins Unendliche theilbar. Nun lassen Sie mich kurz das Gesagte wiederholen: Der leere Raum, die bloße Ausdehnung ist bis ins Unendliche theilbar; aber die Körper sind es nicht, weil in dem Begriff eines Körpers außer der Idee der Ausdehnung noch die Idee der Kraft liegt. Oft nun, wenn wir vom Körper reden, stellen wir ihn uns nur vor, insofern er ausgedehnt ist, oder mit anderen Worten wir stellen uns bloß den Sinnenschein vor; und weil sich bei dieser Vorstellungsart Körper und leerer Raum nicht mehr von einander unterscheiden, so halten wir jenen eben so gut, wie diesen, für bis ins Unendliche theilbar.

Dies ist meine Meinung hierüber, liebster Freund. Wie lieb würde es mir sein, wenn Sie mir Ihre Gedanken darüber schriftlich mittheilen wollten. Es ist so angenehm, mit Ihnen über philosophische Dinge zu reden, und mündlich, wissen Sie, haben wir so wenig Gelegenheit. Nun leben Sie recht wohl, bester Freund, und schreiben Sie mir bald.

von Humboldt.

Ich habe deutsch geschrieben, weil ich nicht recht viel Zeit hatte. Es ist Ihnen ja auch wohl einerlei.

2.

Bei Tage, sehe ich wohl, liebster Freund, find' ich kein Stündchen Muße Ihnen zu antworten; eine Arbeit, eine Beschäftigung folgt immer der andern. Es sei

Ihnen also immerhin ein Theil der Nacht gewidmet. Gern möchte ich Ihnen das recht hoch anrechnen, gern es als eine recht große Aufopferung in Ihren Augen gelten lassen; aber umsonst. Ich empfinde zu sehr, daß diese paar Stunden, die ich jetzt dem Schlaf entziehe, mir mehr Vergnügen gewähren werden, als ich alle die langen Tage der vorigen Woche hindurch genossen habe. Untersuchungen von der Art, als Ihr Aufsatz enthält, haben schon an sich selbst soviel Reiz; und sie mit Ihnen gemeinschaftlich anzustellen, dies ist ein Vergnügen, dem in meinen Augen nur sehr wenig andre gleich kommen. Wie gut mir Ihr Aufsatz im Ganzen gefallen hat, was ich überhaupt genommen davon denke, das erfahren Sie nicht. Auch die strengste Wahrheit wird so leicht für Schmeichelei gehalten, und am leichtesten von den besten Menschen. Darum hievon kein Wort; nur noch meinen herzlichen Dank für das Vergnügen, das Sie mir verschafft haben, und die eben so herzliche Bitte, mir doch recht oft, so oft Sie können, ein ähnliches zu verschaffen.

Ich glaube mit Ihnen, mein Bester, daß jede Möglichkeit von dem Wesen, in dessen Wirklichkeit sie gegründet ist, gedacht werden muß. Wie kann ich meine Hand aufheben, ohne daß die Möglichkeit dieses Handaufhebens, wie gehen, ohne daß die Möglichkeit dieses Gehens von meiner Seele vorher gedacht wird. Ich glaube daher auch, daß Ihr Beweis nicht bloß sehr scharfsinnig — denn diese Eigenschaft spricht ihm gewiß niemand ab — sondern daß, was noch mehr ist, Scharfsinn bei weitem nicht sein einziges Verdienst ist, daß sich seine Richtigkeit auf eine völlig befriedigende Art zeigen läßt. Zwar sehe ich wohl einige Einwürfe, die man ihm machen könnte, aber ich glaube auch im Stande zu sein, diese Einwürfe

zu widerlegen. Wie ist es denn, könnte man einwenden, mit den unwillkürlichen, uns oft unbemerkbaren Veränderungen, die jeglichen Augenblick in unsrem Körper vorgehn? Wie kann ihre Möglichkeit schon vorher von der Seele gedacht werden, wenn ihre Wirklichkeit selbst nicht einmal von ihr empfunden wird? Allein hier ist der Ausweg leicht. Man muß das Wort: denken, wie Sie und Mendelssohn es hier brauchen, nicht in jenem strengen, logischen Sinne nehmen, wo man bloß deutliche Vorstellungen damit bezeichnet. Hier soll es, dünkt mich, nur soviel als vorstellen überhaupt heißen. Ob die Vorstellung dunkel sei, oder klar, oder deutlich, gilt hier gleich viel. Nun aber ist es ein in der neueren Seelenlehre nicht mehr unbekannter Satz, daß sich unsre Seele immerfort den ganzen Zustand ihres Körpers vorstellt, daß aber diese Vorstellungen nur selten zum Bewußtsein gelangen. Also kann sich ja die Seele auch die Möglichkeiten jener unwillkürlichen Bewegungen vorher vorstellen, und doch diese Veränderungen selbst in der Folge vielleicht nicht bemerken? Einen stärkeren Einwurf könnte man von den Veränderungen hernehmen, die in den leblosen Körpern vorgehn. Diesen pflegt man gewöhnlich keine Vorstellungskräfte zuzuschreiben. Wer denkt also bei ihnen die Möglichkeit der Veränderungen? Allein auch hiegegen, sehen Sie leicht, könnte man sich mit Hülfe des Idealismus oder der Monadenlehre vertheidigen. So, glaube ich daher, ist Ihr Beweis gegen alle Angriffe gesichert. Dennoch aber, gesteh' ich Ihnen, bleiben mir noch Zweifel übrig, die ich auf keine Weise zu lösen vermag. Es scheint mir noch immer, als wäre der Mendelssohnsche Satz doch nicht ganz richtig, als könnte es doch noch Möglichkeiten geben, vielmehr aber

noch Wirklichkeiten, die auch von keinem Wesen gedacht würden. Ich will Ihnen, wenn Sie erlauben, meine Gedanken nach der Reihe vorlegen. Ihr Urtheil darüber soll mir sagen; ob ich sie für wahr, oder für falsch halten darf. Denn noch bin ich völlig zweifelhaft.

So richtig mir auch, wie ich schon oben gesagt habe, Ihr Beweis dünkt, so ist es mir doch — verzeihen Sie mir, liebster Freund, vielleicht habe ich Sie nur nicht recht verstanden — aber es ist mir, sag' ich, als wenn er doch nicht allgemein genug wäre, als wenn er den Mendelssohnschen Satz nicht in seiner ganzen Ausdehnung bewiese. Er erstreckt sich, soviel ich sehe, nur auf die Möglichkeit der Veränderungen, die mit schon vorhandenen wirklichen Wesen vorgehn. Nur auf diese, dünkt mich, paßt der Schluß: ihre Möglichkeit muß doch wenigstens von dem Wesen gedacht werden, in dem sie liegt. Dies aber ist nur eine einzelne Gattung der Möglichkeiten. Es giebt noch eine unendliche Menge andrer. Ich kann mir z. B. völlig eigne, für sich bestehende und doch bloß mögliche Wesen denken. Und wenn ich nun dies thue, wird Ihr Beweis dann auch für diesen Fall noch gelten? Und wenn er gilt, wie werd' ich ihn führen müssen? Wo werd' ich das Wesen finden, in dessen Wirklichkeit diese Möglichkeiten gegründet sein, von dem sie vorher gedacht werden müssen?

Ein Beispiel wird mich verständlicher machen. Ein geflügeltes Pferd ist eine Möglichkeit. Denn ich sehe weder einen inneren noch einen äußeren Widerspruch, der mich hinderte, die Ideen Pferd und Flügel mit einander zu verbinden. Muß nun aber auch diese Möglichkeit gedacht werden? Und wenn sie es muß, läßt sich diese Nothwendigkeit auf die obige Art darthun? Ich sehe

hier nicht das Wesen, in welchem die Möglichkeit des geflügelten Pferdes liegen, und von dem sie folglich gedacht werden müßte. —

Aber, hör' ich Sie sagen, sollte auch die obige Beweisart nicht für diesen Fall gelten, so finden Sie ja den Beweis, den Sie suchen, im Mendelssohn selbst. Freilich wohl, mein Bester, allein so ungern ich mich von diesem wahrhaftig großen Weltweisen entferne, so sehr ich meine Uebereinstimmung mit seinen Meinungen für den richtigsten Maßstab meiner eigenen Fortschritte in der Philosophie halte; so habe ich mich dennoch nie von der Richtigkeit der Sätze überzeugen können, die er in den letzten Kapiteln seiner Morgenstunden vorträgt. Sie sollen meine Gründe oder besser meine Zweifel — denn Gründe darf ich es wohl nicht nennen — dagegen hören. Sehen Sie zu, was Sie damit anfangen können.

Jede Wirklichkeit, sagt Mendelssohn, muß, als wirklich, gedacht werden. Denn jede Wirklichkeit **kann** gedacht werden. Dies **Können** ist nichts weiter, als eine Möglichkeit. Nun aber muß jede Möglichkeit gedacht werden. Folglich u. s. w.

Gegen diese Schlußfolge, dünkt mich, läßt sich nichts einwenden, sobald nur der Satz richtig bewiesen ist, daß jede Möglichkeit gedacht werden muß. Aber hier, glaub' ich, liegt der Knoten. Mendelssohn führt seinen Beweis auf folgende Art. Die Möglichkeit, sagt er, kann kein objectives Prädicat sein. Denn sonst entstünde die Ungereimtheit, daß etwas zu gleicher Zeit bloß möglich, und doch auch wirklich wäre. Sie ist also nur der Gedanke, daß irgend ein Ding bei veränderter Beschaffenheit, auch anders modificirt sein könnte; folglich nur etwas Subjectives.

Hier, dünkt mich, liegt die Idee zum Grunde, daß die Möglichkeit ein positives Prädicat ist. Nehme ich dies an; so ist der Beweis völlig richtig. Denn alsdann muß dies positive Prädicat entweder etwas Objectives sein, oder etwas Subjectives. Das erstere ist unmöglich; folglich ist es das letztere. Mir aber scheint, gerade umgekehrt, die Möglichkeit kein positives Prädicat zu sein, sondern ein negatives. Denn was heißt es anders: ein Ding ist möglich, als: es enthält keinen Widerspruch? Die Möglichkeit an sich ist also etwas Negatives, wenn gleich der Gedanke der Möglichkeit eines Dinges, als Modification eines denkenden Wesens, etwas Positives ist. Folge ich nun dieser Idee, so heißt die Frage: Giebt es eine Möglichkeit, die von keinem Wesen gedacht wird? nicht mehr als: Liegt in irgend einer Sache kein Widerspruch, und wird das, daß kein Widerspruch darin liegt, doch von keinem Wesen gedacht? Und diese Frage kann, glaub' ich, mit Recht bejaht werden. Denn, da ich einmal annehme, daß Möglichkeit nichts Positives, sondern etwas ganz Negatives ist; so kann ich auf keine Weise in die Absurdität verfallen, die Möglichkeit zu einem wirklichen Prädicate zu machen; und hierin bestand doch die ganze Stärke des Mendelssohnschen Beweises. Wenn ich also z. B. die Möglichkeit nehme, daß ein sitzender Mensch aufsteht; so ist diese Möglichkeit nichts Positives, sondern besteht nur darin, daß die Organisation seines Körpers der Bewegung des Aufstehens nicht widerspricht. Fragt man mich nun, ob es nothwendig sei, daß irgend ein Wesen sich das denke, daß hierin kein Widerspruch liegt? so antworte ich: nein, und fürchte nicht in die Absurdität zu verfallen, die Möglichkeit zu einem wirklichen Prädicate zu machen, da ich mich schon erklärt

habe, daß diese Möglichkeit ganz und gar nicht einmal etwas Positives ist. Fragt man mich aber weiter: was ist sie denn nun aber eigentlich? etwas Objectives? oder etwas Subjectives? so antworte ich: die Möglichkeit an sich selbst kann weder eins noch das andre sein, denn an sich selbst ist sie ja ganz und gar nichts Positives. Insofern sie aber von einem denkenden Wesen vorgestellt wird, ist sie etwas Subjectives. Jedoch dies, daß sie vorgestellt werde, ist nicht absolut nothwendig. Mich dünkt, unsre Einbildungskraft, und die Begierde, uns Alles, auch das Abstracteste zu versinnlichen, schadet uns hier am meisten. Wir wollen uns die Möglichkeit unter irgend einem Bilde, auf irgend eine Art sinnlich vorstellen. Nun aber können wir uns das Nichts, die bloß negative Idee: Hier liegt kein Widerspruch, ohnmöglich sinnlich vorstellen. Wir denken uns also die Möglichkeit als etwas Positives, und nun gerathen wir in Verlegenheit, wohin wir sie setzen sollen, wenn sie weder etwas Objectives sein kann, noch auch von irgend einem Wesen gedacht werden, nnd also auch nichts Subjectives sein soll. Und da wir uns hier nicht zu helfen wissen; so nehmen wir lieber an, daß eine von keinem Wesen gedachte Möglichkeit keine Möglichkeit ist. Darum verschwindet schon zum Theil die Schwierigkeit dieser Untersuchung, wenn man nur die Frage etwas anders faßt. Frage ich: *Giebt* es eine Möglichkeit u. s. w., so verführt mich das schon zu sehr, die Möglichkeit für etwas Positives anzusehn. Frage ich hingegen: Kann es wohl zwei Ideen geben, die noch von keinem denkenden Wesen mit einander verbunden worden sind? so dünkt mich, wird sich niemand weigern, dies zu bejahen, und thut man dies, so giebt es doch Möglichkeiten, die nicht

gedacht werden. Denn die Verbindung zweier Ideen, die keinen Widerspruch enthalten, ist doch offenbar eine Möglichkeit. Ist es aber nicht nothwendig, daß jede Möglichkeit gedacht werde, so braucht auch nicht jede Wirklichkeit gedacht zu werden. Denn dieses wurde nur durch jenes bewiesen. Und das scheint mir nun auch noch offenbarer. Warum sollte nicht ein Wesen existiren können, ohne daß es von irgend jemand gedacht würde? Wäre denn die Existenz dieses Wesens nicht Wahrheit? wenn gleich niemand diese Wahrheit dächte? Mendelssohn sagt es freilich. Aber ich sehe doch den Grund, die Nothwendigkeit davon nicht ein! —

Dies ist es, was mir für jetzt über diese Stelle der Morgenstunden einfällt. Glauben Sie nicht, daß ich es niedergeschrieben habe, weil ich es für richtig hielte. Es sind nur Zweifel, und Zweifel, die mich zwar hindern, den Mendelssohnschen Satz anzunehmen, mir aber doch nicht hinreichend scheinen, ihn gänzlich zu läugnen. Das einzige, was mich tröstet, ist, daß, wie Sie Sich erinnern werden, der Hofrath mir auch schon einmal sagte: Mendelssohn hätte den Fehler begangen, die Möglichkeit für etwas Positives anzusehn. Aber die Anwendung, die er hievon machte, war doch, dünkt mich, anders. Der Zustand des Zweifelns, sagt Cartes, ist ein unbehaglicher Zustand. Ich befinde mich jetzt darin. Helfen Sie mir heraus, liebster Freund; Sie können es ja vielleicht. Sollte ich selbst über kurz oder lang durch eignes Nachdenken, oder durch Unterredungen mit andern besser über diese Materie belehrt werden; so verspreche ich Ihnen, sollen Sie es erfahren; müßte ich gleich alles das wieder zurücknehmen, was ich hier gesagt habe.

Es ist schon sehr spät, mein Bester. Sie werden doch nicht böse, wenn ich die Beantwortung der übrigen Punkte Ihres Briefes mir für ein andermal vorbehalte? Es würde mir heute in der That zu viel werden. Leben Sie also nun wohl, liebster Freund, und verzeihen Sie, ich bitte Sie recht sehr darum, alles das Unbestimmte, Halbichte und Falsche, was auf diesem Blatte stehen mag. Bitten Sie auch Ihre vortreffliche Freundin, dies zu thun. Sie will sich ja einmal durch alle meine Warnungen nicht abschrecken lassen, diese Zeilen zu lesen, und in der That, wenn sie eben so streng richtet, als sie gut richten kann; so zittre ich. Bitten Sie ja für mich. Und dann schreiben Sie mir recht bald wieder, lassen Sie aber ja wieder etwas von dem Briefe abschneiden, wenn Sie auch ein wenig böse werden sollten. Ich will Sie gewiß wieder gut machen. Nun leben Sie wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Ganz
der Ihrige
Wilhelm.

3.

Wenn wir uns nicht zu genau kennten, liebster Beer, und uns nicht gegenseitig zu gut wären, um einander noch mißzuverstehn; so würde ich fürchten, daß Sie über mein langes Stillschweigen böse wären, und es einem Mangel an Freundschaft in mir zuschrieben. Aber so würde ich Unrecht haben, Ihr Herz eines solchen Argwohns zu beschuldigen. O! wie oft, bester Freund, hab' ich schon an Sie gedacht seit ich hier bin; wie oft mich

an die frohen Stunden zurückerinnert, wo ich bei Ihnen oder Sie bei mir waren, und wo wir uns so manchmal über philosophische Gegenstände unterhielten; wie oft diese Stunden zurückgewünscht! Und nicht bloß diese Trennung, Lieber, macht mir Kummer; nein, vorzüglich der Gedanke, der nur bei Gelegenheit dieser Trennung lebhafter in mir wurde, daß wir uns einmal auf längere Zeit, ach! vielleicht auf immer werden trennen müssen. Vergessen Sie mich nur dann nicht, bleiben Sie nur auch dann noch mein Freund! Auf die Aeußerungen der Freundschaft hat die Abwesenheit wohl Einfluß, aber auf die Freundschaft selbst muß sie keinen haben. Doch von einem Herzen, wie das Ihrige, brauche ich nichts zu fürchten. Wenn Sie mir jetzt gut sind, und das sind Sie mir doch? so werden Sie es mir auch gewiß bleiben; so lange bleiben bis ich selbst es nicht mehr verdiente. Was machen Sie denn, mein Bester? befinden Sie Sich wieder besser? oder leiden Sie noch an Ihren Kopfschmerzen? Studiren Sie nur nicht zu viel, ich bitte Sie recht sehr darum. Bedenken Sie, daß Sie Ihrer Gesundheit, und dadurch Ihren Studien selbst den größten Schaden thun. Vorzüglich studiren Sie nicht des Nachts; nichts auf der Welt greift so an. Verzeihen Sie mir, daß ich einen Augenblick Ihren Arzt spiele. Aber Sie können es dem Freunde nicht verargen, wenn er um Sie besorgt ist, wenn er Sie sich recht lange zu erhalten wünscht. Und Ihr Fleiß macht mir bange; Sie haben schon diesen Sommer die schlimmen Folgen davon für Ihre Gesundheit erfahren. Raubt Ihnen Ihr Brodstudium auch, wie mir, alle Zeit, lieber Beer, oder können Sie noch mitunter philosophische Bücher dabei lesen? Schreiben Sie mir doch, was Sie lesen, und wenn Ihnen

etwas aufstößt, worüber Sie einem andren gern Ihre Gedanken mittheilen wollten; o! so lassen Sie mich diesen andren sein. Ich will Ihnen gewiß auch meine Meinung immer recht ausführlich darüber schreiben. Dann werde ich durch Sie, und Sie durch mich manchen Irrthum verbessern. Denn man lernt doch allemal gegenseitig, wenn man gemeinschaftlich arbeitet. Ich arbeite auch hier einige Stunden wöchentlich mit Dohna und Keverberg zusammen. Nichts, dünkt mich, knüpft so feste Freundschaftsbande, als gemeinschaftliches Studiren. Um so mehr freue ich mich, künftigen Sommer mit Ihnen zusammen griechisch zu lernen. Ich sage zu lernen. Denn wenn ich gleich eine Art von Lehrer bei Ihnen vorstellen soll; so werde ich doch gewiß ebensoviel dabei lernen, als Sie. Und wer weiß, ob nicht mehr? Denn der Schüler eines schlechten Lehrers ist immer schlimm dran.

Ich, lieber Freund, kann nicht eben sagen, daß ich hier sehr vergnügt lebte. Ich kann Berlin noch nicht vergessen. Wenn ich nur Einen Freund hier hätte, wie Sie, bester Beer! Dohna und Keverberg sind recht gute Leute. Aber das sind sie mir doch lange nicht, was Sie mir waren, mein Theuerster, und werden es mir auch nie werden.

Nun leben Sie wohl, guter lieber Beer, vergessen Sie Ihren abwesenden Freund nicht, und werden Sie nicht böse, wenn er Ihnen einmal in einer längeren Zeit, als Sies wünschen, nicht schreibt. Sein Herz ist gewiß nicht Schuld daran, nur seine Geschäfte. Ich habe schrecklich viel zu thun.

Den 14ten October 1787.

Humboldt.

4.

Tausend Dank, mein Bester, für Ihren lieben Brief. Er hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. Ich habe jetzt einen Augenblick Zeit, da will ich ihn auch gleich beantworten. Denn von den drei Uebeln, die Sie, wie Sie schreiben, vom Unterhalten mit Ihren Freunden abhalten, hab' ich zwar nur eins, und nicht einmal immer, ich meine Kopfschmerzen; aber ich habe dafür andre und unangenehmere als wenigstens die Metaphysik. Warlich, lieber Beer, wenn ich Ihnen nicht so oft schreibe, als ichs gern will, so ist nur Ueberhäufung mit Arbeiten, oder wenigstens mit Beschäftigungen daran Schuld. Sie wissen selbst, wieviel man arbeiten muß, um nur etwas fortzukommen, und Sie arbeiten doch gewiß schneller als ich. Denn ich arbeite erstaunt langsam.

Sie schreiben so traurig, lieber Freund. Das ist doch nicht so ganz recht. Daß Sie Sich einmal werden von Ihren Freunden trennen müssen, ist freilich schmerzhaft; aber es muß Sie nicht muthlos machen. Ihre Lage ist nicht so unglücklich, als Sie denken. Geld und Unterstützung machen nicht immer glücklich. Sie haben einen Kopf, der es gewiß mit jedem andren aufnehmen kann; Sie haben einen eisernen Fleiß. Sie besitzen alles, um künftig ein nützlicher Mann zu werden; Sie werden es sein. Und das ist doch eigentlich die Freude, die, ich möchte fast sagen, einzig eines Mannes recht würdig ist. Wenigstens kann er, wenn er gut ist, keine andre recht genießen, so lange ihm diese noch fehlt. Die Welt ist auch gewiß nicht so schlimm, als Sie sagen. Es giebt überall gute Menschen, und wer selbst gut ist, findet sie bald. Und gegen die schlechten schützt Klugheit und

weises Mistrauen. Nur Schade, daß dies Mistrauen gerade den edelsten Herzen am sauersten wird.

Sie fragen mich nach den Professoren. Aber leider kann ich Ihnen davon nur sehr wenig sagen, und am wenigsten von Darjes und Behrends, nach welchen Sie am meisten fragen. Ich habe Darjes nur Einmal besucht, und bei diesem Besuch nun eben weiter nichts bemerkt, als daß es ein alter Mann ist, der gern spricht, und am liebsten von sich. Gehört hab' ich ihn noch gar nicht. Sein Vortrag aber soll nicht schlecht sein. Behrends hab' ich noch gar nicht gesehn. Er wird aber erstaunt gelobt. Keverberg und Dohna hören Metaphysik und Physiologie bei ihm, und sind ganz entzückt davon. Die Physiologie wenigstens hätt' ich gern mitgehört, aber ich hatte nicht Zeit. Mein Bruder würde Ihnen vielleicht mehr von diesen Leuten sagen können. Er ist herumgegangen hospitiren, wie mans nennt. Ich war nur bis jetzt noch zu beschäftigt dazu; aber ich thus gewiß auch noch.

Wollen Sie wissen, wie ich meinen Tag zubringe, Lieber? Um 5 Uhr oder etwas später, doch immer vor 6 steh ich auf, und arbeite bis 10 Uhr. Dann hab ich bis Mittag eine Stunde Kirchengeschichte, und eine andere Reichsgeschichte. Um 12 wird gegessen bis etwa halb zwei. Dann lauf ich allein spazieren, oder gehe zu Keverberg bis 2. Nachher bin ich wieder bis 6 in Collegien, einem ökonomischen und 3 juristischen. Nach 6, wenn ich nicht ausgebeten bin, was, so selten es auch ist, mir doch noch zu oft kommt, arbeit ich wieder bis gegen 8. Von 8 bis 10 wird gegessen, und gewöhnlich bei Löfflers etwas vorgelesen. Dann arbeit ich noch bis 11, manchmal auch später, und so endigt sich mein

Tag. Wenn Sie nun die Zeit bedenken, die zum eignen Studiren bei dieser Eintheilung übrig bleibt; so sehn Sie wohl, daß sie zum Vorbereiten und Wiederholen aller dieser Stunden ziemlich klein ist. Und doch wird mir die Zeit lang. Es ist mir, als wär ich schon ein Jahr hier. Eine recht vergnügte Stunde hab' ich hier noch nicht gehabt, oder wenigstens war es nicht Frankfurt, das mir sie machte. Indeß bin ich mit meinem Aufenthalt hier doch immer nicht unzufrieden. Ich lebe in einer glücklicheren Lage, als irgend ein andrer Student hier, und ich bin hier, um zu lernen. Man muß seiner Bestimmung folgen, lieber Beer, sie sei, welche sie wolle. Ich werde unglücklich sein, wenn sie mich einmal in eine entferntere Gegend führt. Aber ich werde gehn, und den Gram in mir verzehren.

Leben Sie wohl, mein theurer, bester Freund. Vergessen Sie mich nicht, und lassen Sie uns Freunde bleiben, wie weit uns das Schicksal auch trennen mag. — Ich schreibe Ihnen durch die Hofräthin. Er möchte es übel nehmen, daß ich Ihnen und nicht zugleich ihm schriebe. Und so gern ichs thäte, so hängt das doch noch mehr von Zeit und Stimmung ab. Antworten Sie mir durch eben diese Gelegenheit. Leben Sie wohl!

Freitag. Ihr

Humboldt.

5.

Dienstag Abend.

Wäre es unter Freunden, wie wir sind, möglich, lieber Beer, uns noch so sehr miszuverstehn, daß wir einer

des andren längeres Stillschweigen einem Mangel an Liebe zuschrieben; so würde ich mich jetzt weitläuftig entschuldigen müssen, daß ich Ihren letzten freundschaftlichen Brief erst heute beantworte. Aber so kennen Sie mich gewiß zu gut, als daß Sie von mir glauben sollten, daß meine Freundschaft für Sie durch Abwesenheit, oder durch irgend einen andren Umstand abnehmen könnte. Wozu also die Entschuldigungen? Sie denken sie Sich gewiß alle so gut hinzu, als ich sie Ihnen sagen könnte. Denn sie liegen so natürlich in meiner Lage, die darin gewiß sehr viel Aehnliches mit der Ihrigen hat. Darin ist unsre Lage freilich ähnlich, daß wir beide viel zu thun haben. Aber auf der anderen Seite ist eine sehr große Verschiedenheit. Ich muß in Frankfurth sitzen, und Sie können in Berlin in dem besten Hause, unter den edelsten Leuten leben. Wie gern möcht' ich mit Ihnen tauschen können! — Unsre Freundin schreibt mir, sie hätte die Metaphysik aufgegeben. Ich bedaure Sie, mein Lieber. Sie haben eine treffliche Gesellschafterin an ihr verloren, die Ihnen gewiß, indem sie Ihnen bald Ihre Zweifel löste, bald Ihnen andre entgegensetzte, viel Nutzen geschafft hat. Indeß hat sie Recht, die Metaphysik zu verlassen, dünkt mich, so außerordentlich auch ihr Kopf ist. Es ist kein rechtes Studium für eine Dame, wenigstens kann sie gewiß mit mehr Glück in einem andren fortkommen. Scheint das Ihnen nicht selbst so, bester Freund? Von den hiesigen Professoren wüßte ich Ihnen nichts zu sagen. Denn die, die Sie interessiren, Berends und Hartmann, kenne ich nicht. Eine Doctorpromotion hab' ich hier gesehn. Wenn Sie jemand wissen, der gern Doctor werden will, und nichts gelernt hat, schicken Sie ihn nur her. Hier braucht er nichts als eine Stunde

lang zu stehn, und zu thun, als wollte er disputiren. Denn der Professor macht nicht bloß die Disputation für ihn, er hält sie auch hernach. Ich habe einer mit beigewohnt, wo der Doctorirende nicht Ein Wort sprach. Ueben Sie Sich auch, lieber Beer, in Ihren lateinischen Stunden im Schreiben und Sprechen? Thun Sies doch ja. Sie müssen doch auch einmal disputiren, und da brauchen Sie es nothwendig. Gute Nacht, lieber Freund, schlafen Sie wohl und antworten Sie mir bald wieder; aber doch nicht eher, als Ihre Geschäfte es erlauben. Leben Sie wohl!

Ewig Ihr Freund

Humboldt.

Alexander grüßt Sie; er wundert sich, daß Sie ihm nicht antworten.

Eben sagt mir Alexander, daß er Ihnen auch in seinem Briefe von der Art der hiesigen Disputationen geschrieben hat. So hören Sie also dasselbe zweimal. Nehmen Sies nicht übel, Bester, ich habs nicht gewußt.

6.

Göttingen, den 15. Junius.

Wie gern, lieber Beer, hätte ich Ihnen schon neulich geschrieben, als ich dem Hofrath schrieb. Aber Sie wissen ja aus eigner Erfahrung, wie man immer so viel zu thun hat, daß man selbst an den liebsten Beschäftigungen gehindert wird, und so geht es mir auch jetzt häufig. Jedoch, hoff ich, wird mir Ihre Freundschaft verzeihen. Ich habe in den zwei Monaten, die ich nun wieder von Berlin abwesend bin, recht viel angenehme Tage gehabt.

Ich habe so viele neue merkwürdige Gegenstände gesehn, so manchen interessanten Mann gesprochen, daß mir die Zeit, ich weiß nicht wie, dabei verstrichen ist. Und auch jetzt, da ich eine neue ziemlich einförmige Lebensart hier führe, bin ich recht heiter. Es ist wirklich hier sehr gute Gelegenheit zum Studiren, und ich wünschte wohl, daß Sie einmal sie benutzen könnten. Die Studenten sind beinah durchgängig fleißig, und es herrscht ein sehr guter, gar nicht studentenmäßiger Ton unter ihnen. Gegen Frankfurth habe ich einen außerordentlichen Unterschied gefunden. Dabei hat man die vortreffliche Gelegenheit, die Bibliothek zu benutzen, so daß es einem nicht leicht an irgend einem Hülfsmittel zum Studiren fehlt. Ich arbeite hier ziemlich viel, doch habe ich meine Zeit so eingetheilt, daß es meiner Gesundheit gewiß nicht schädlich sein wird. Sie arbeiten doch auch nicht zu viel, mein Bester? Es war sonst immer Ihr Fehler, noch weit mehr, als der meinige. Thun Sie es doch ja nicht; Sie sind noch so jung, und haben doch wirklich schon so viel Kenntnisse. Sie können, auch bei einem gemächlicheren Studiren, noch sehr viel leisten. Und bei dem gar zu angestrengten ist wirklich kein Vortheil weder für Leib noch Seele. Denn die Seele ist doch nun einmal so an den Leib gefesselt, daß Schlaffheit der Nerven des Körpers auch die Nerven der Seele schwach macht, mögen Sie nun diesen Zusammenhang, auf welche Art Sie wollen, erklären. Ich lese jetzt den Kant. Ich habe mir vorgenommen, ihn recht sorgfältig zu studiren. Ich schreibe mir jedesmal das, was ich gelesen habe, wieder selbst auf. In einem halben Jahre komme ich doch vielleicht mit der Kritik zu Ende. Sie ist sehr schwer, das muß ich gestehn, aber soweit ich nun gelesen habe,

belohnt sie doch auch die Mühe sehr. Und daß Kant eigentlich so dunkel schriebe, das finde ich nicht. Er schreibt vielmehr sehr bestimmt, definirt, und dividirt sehr genau. Die Schwierigkeit liegt wohl nur in den Sachen, und in der neuen, ungewohnten Darstellungsart. Daß er sich eine neue Terminologie bildet, dünkt mich, verringert eher die Schwierigkeit, als daß sie dadurch größer werden sollte. Es ist doch besser, daß man ein Dutzend neue Wörter lernt, als daß man die alten braucht, die oft durch ihre unbestimmte Bedeutung eine große Verwirrung anrichten. Ich hoffe, Sie werden, wenn Sie einmal selbst den Kant lesen, das, was ich Ihnen hier sage, bestätigt finden. Wir dachten ja sonst über philosophische Gegenstände gewöhnlich einig.

Was machen, was studiren denn Sie jetzt, mein Lieber? Denn Studiren muß doch eigentlich in dem Alter, in dem wir noch beide sind, das wahre Leben die einzige Freude sein. Und wie sollte sie es Ihnen nicht sein, da Sie durch Ihre schnellen Fortschritte schon so früh sich belohnt sehn. Glauben Sie nicht, daß nur meine partheiische Freundschaft Ihnen das sagt; sollte auch Ihre Bescheidenheit Sie selbst das weniger fühlen lassen, so sagten es Ihnen ja doch so viele andre, deren Urtheile sie glauben können.

Antworten Sie mir doch, so bald es Ihnen eine müssige Stunde erlaubt. Denn Sie von irgend einer nützlichen Arbeit zurückzuhalten, dazu ist meine Freundschaft, wie begierig sie auch ist, etwas von Ihnen zu hören, zu gewissenhaft.

Grüßen Sie tausendmal den Hofrath, die Hofräthin, und die Veit und ihren Mann. Auch den jungen Mendelssohn vergessen Sie nicht.

Leben Sie wohl und behalten Sie lieb
Ihren

Humboldt.

7.

8. Mai, 89.

Glücklicherweise, lieber Beer, haben Sie unter Ihren Brief kein Datum gesetzt, er ruft mir also meine Schuld weniger lebhaft ins Gedächtniß zurück, Ihnen so viele Monate lang eine Antwort schuldig geblieben zu sein. Was werden Sie von mir denken? Sie schreiben mir im October, und ich, ich antworte Ihnen im Mai. Denken Sie immer jede Hypothese, die Sie machen mögen, nur die eine machen Sie nie, daß ich Sie vergessen hätte, daß ich mich nicht oft und lebhaft an Sie erinnerte. Wir haben zu viel frohe Stunden mit und durch einander genossen, sind zu nah durch gemeinschaftliche Studien und gemeinschaftliche Freuden verbunden, als daß wir je aufhören könnten, uns sehr viel zu sein. Wenn ich Ihnen also so lange nicht schrieb, so rechnen Sie es theils Arbeiten, Krankheiten, Zerstreuungen, theils aber, ich will lieber geradezu meine Schuld gestehn, meiner Nachlässigkeit im Briefschreiben zu. Es ist so etwas entsetzlich Langweiliges um das Ideen mittheilen durch Briefe. Man muß, wenn man sich auch noch so oft schreibt, auf eine Entfernung von 40 Meilen doch immer so lange auf Antwort warten, daß die Ideen darüber ihr Interesse verlieren. Darum freue ich mich recht herzlich, Sie nun bald wiederzusehn. In 6, 7 Monaten bin ich nun wieder bei Ihnen, und dann wollen wir im Gespräch

nachholen, was wir im Briefwechsel versäumten. — Daß Sie krank und so gefährlich krank gewesen waren, erfuhr ich erst, als ich mich schon wieder über Ihre Besserung freuen konnte. Sie studiren zu viel, lieber Beer. Thun Sie es nicht, schonen Sie Ihre Gesundheit mehr. Es giebt doch nichts Wichtigeres auf Erden, als Stärke und Heiterkeit des Geistes, Fähigkeit, leicht und schnell auch schwere Gegenstände durchdenken zu können, und diese Fähigkeit wird gewiß durch übermäßiges Studiren, und häufige Krankheiten außerordentlich geschwächt. Ich habe das drückende Gefühl des Unterliegens der Seele unter dem Körper sehr stark gehabt. Ich war eine Zeit lang nach meiner Krankheit erstaunlich schwach, mein Gedächtniß war fast ganz verschwunden, und auch des kleinsten Nachdenkens war ich nicht fähig. Ich empfand eine unausstehliche Leere in mir, ich fühlte, daß alle meine Freunde Langeweile bei mir haben müßten, und doch erinnerte ich mich, sonst von solcher Schwachheit frei gewesen zu sein. — Bing, dessen Bekanntschaft Sie mir verschafft haben, gefällt mir sehr gut. Er ist in der That ein sehr fähiger Kopf, und über alle Beschreibung fleißig. Selbst was mir sonst nicht an ihm gefiel, eine gewisse Selbstgenügsamkeit, die er mir zu haben schien, hat sich beinah ganz verloren. Ich habe ihn ziemlich oft gesehn, und gern, sehr gern hätte ich ihn noch öfter besucht, wenn ich nicht mit Arbeiten gar zu sehr überhäuft gewesen wäre. Es ist ja auch ein Friedländer und zwei Wolfs hier angekommen. Sie kennen ja wohl schon diese Menschen. Schreiben Sie mir doch etwas von ihnen. Der älteste Wolf hat so etwas Entscheidendes in seinen Urtheilen, das ich nicht gern mag, der jüngste scheint besser und bescheidner. Kenntnisse haben sie wohl

beide? Friedländer scheint fleißig und von sehr gutem, sanftem Charakter. Was macht denn sein Onkel in Berlin? Er wird mir nun auch bald einen Brief 6 Monate lang schuldig sein. Für mich geht nun jetzt mit dem Sommer wieder die angenehme Jahreszeit an. Im Winter sollten Sie Göttingen nur einmal sehn. Es herrscht immerfort ein so dicker Dunst darin, daß es warlich eines Musenschwinges bedarf, um sich darüber zu erheben. Daß ich meinen Bruder wieder bei mir habe, macht mir unendlich viel Freude. Er hat sich in dem Jahr unsrer Trennung noch sehr gebildet, und ich habe mich gewundert, so viele und so mannigfaltige Kenntnisse bei ihm zu finden. Unsren lieben, theuren Professor grüßen Sie tausend-tausendmal von mir; sagen Sie ihm nur, daß ich ihm sehr für seinen lieben Gruß dankte, den mir Stich gebracht hätte. Ich wüßte es sehr wohl, daß ich ihm noch einen Brief schuldig wäre, aber ich stäke so tief in Briefschulden, daß ich mir nur durch einen Bankerott zu helfen wüßte. Der Professorin und Madame Veit empfehlen Sie mich angelegentlichst. Und nun leben Sie wohl, mein lieber theurer Freund, bleiben Sie mir gut und zweiflen Sie nicht, daß die kostbaren Stunden des Freundschaftsgenusses nicht wiederkehren würden, die uns manchmal so glücklich machten.

Ewig

Ihr

Humboldt.

Die Originale der vorstehenden sieben Briefe befinden sich im Besitz der Familie Lehfeldt in Berlin und sind mir von dieser vor langen Jahren zu freier Benutzung überlassen worden. Gerichtet sind sie an den Studiosus der Medizin Beer, mit dem als einem Hausgenossen des Hofrat Herz die Brüder Humboldt

sich innig befreundet hatten und der später bis zu seinem Tode als praktischer Arzt in Glogau lebte, wo ihn noch immer gelegentlich Briefe von Henriette Herz aufsuchten. Noch aus dem Juni 1833 liegt mir ein solcher vor. Von Alexander von Humboldts Briefen an ihn sind zwei aus dem Jahre 1787 und einer aus dem Jahre 1806 von Julius Löwenberg in Bruhns' Alexander von Humboldt 1, 56 und 416 veröffentlicht worden. Einige noch vor Alexanders Abgang zur Universität in hebräischer Kurrentschrift geschriebene lohnen ihrer Inhaltslosigkeit wegen die Mitteilung nicht; denn lieber als „über irgend eine philosophische Materie", die der Freund zu behandeln so gut verstehe, möchte jener „sein Herz reden lassen"; müsse er sich doch, so oft er über etwas nachdenke, immer alle mögliche Mühe geben zu verhindern, „dass nicht die subjektive Reihe meiner Ideen immerfort die objektive unterbricht". Es war anders bei dem älteren der beiden Brüder. Zwischen ihm und Beer begründeten die gemeinschaftlichen philosophischen Interessen ein noch näheres Verhältniss. Ganz um diese Interessen drehen sich die beiden ersten der hier mitgeteilten Briefe. Sie sind leider undatiert, weisen aber durch ihren Inhalt deutlich auf die Zeit, in welcher beide Freunde in Berlin noch mündlich mit einander verkehrten. In der wolfschen Philosophie war Wilhelm von Humboldt „gesäugt und grossgezogen worden" (an Jacobi S. 6 Leitzmann). Kein Andrer als Mendelssohn war es, der ihn in dieselbe einweihte. Auch den Vorlesungen Engels zwar verdankte er ohne Zweifel für seine philosophische und ästhetische Bildung mannigfache Anregungen; aber gewiss nicht dieser, wie ich selbst früher deutete (Wilhelm von Humboldt S. 9) und neuerdings Leitzmann (Briefe an Jacobi S. 101) wiederholt, sondern Mendelssohn ist gemeint, wenn er in der Einleitung zu der Übersetzung xenophontischer und platonischer Stellen über die Gottheit, Vorsehung und Unsterblichkeit (jetzt Gesammelte Werke 3, 103) sich auf den aufmunternden Beifall eines Mannes beruft, „in dem Deutschland schon längst nicht bloss einen seiner scharfsinnigsten Philosophen, sondern auch einen seiner feinsten Schriftsteller verehrt und dem ich den grössten Teil meiner Bildung schuldig zu sein mit innigster Dankbarkeit bekenne". Für seinen ältesten Sohn Josef hielt Mendelssohn jene philo-

sophisch-religiösen Vorträge, die dann 1785 unter dem Titel „Morgenstunden“ für den Druck ausgearbeitet wurden. Auch die Brüder Humboldt sollen bei diesen Vorträgen zugegen gewesen sein (vgl. Kayserling, Moses Mendelssohn S. 422. 426; Löwenberg bei Bruhns 1, 29); die Schriften Mendelssohns, wie unsre Briefe bezeugen, wurden von Wilhelm von Humboldt eifrig studiert und boten ihm und seinen Freunden reichen Stoff zu mündlicher und schriftlicher Debatte. Ganz wie ein philosophisches Exerzitium nimmt sich der erste Brief aus, der die Frage über die unendliche Teilbarkeit der Körper im Sinne der leibnizischen Monadologie von der Annahme aus verneinend entscheidet, dass das Körperliche ein Phänomenon zu Grunde liegender Kräfte sei. Eine Auseinandersetzung Mendelssohns im zweiten Gespräch von dessen Phädon, auf die sich der Briefsteller ausdrücklich beruft, muss den Beweis vervollständigen. Dort nämlich (Mendelssohn, Gesammelte Schriften 2, 150) hatte der moderne Sokrates in Wiederholung der Ansicht, die Seele dürfte am Ende nichts als die Harmonie des Körpers sein, den Satz umständlich begründet, „dass niemals durch die Zusammensetzung eine Kraft oder Wirksamkeit erhalten werden kann, deren Ursprung nicht in den Grundteilen zu suchen ist.“ — Der Brief ist „deutsch geschrieben“ (93, 23), d. h. nicht in hebräischen Lettern. —

Einen schon etwas andern Charakter zeigt der zweite Brief. Obgleich noch ganz im Bannkreis jener formalistischen Begriffsphilosophie, zu der er durch Mendelssohn geschult worden war, findet sich der Briefsteller doch durch seinen eignen Scharfsinn bis zu einem Punkte fortgetrieben, wo ihm die Berechtigung logische Erkenntniss als reale zu behandeln zweifelhaft werden muss. Er ist auf dem besten Wege zu der Stimmung, von der er in seinem ersten Briefe an Jacobi spricht. „Ich gestehe Ihnen,“ schreibt er da, „dass ich in der Zwischenzeit, da ich Wolf nun so ziemlich gefasst hatte und ehe ich Kant las, beinahe einen Widerwillen gegen meine Metaphysik empfand. Es kam mir Alles so trocken, so blosses Gerippe ohne Geist und Leben vor. Ich demonstrierte und demonstrierte und nie brachten doch die Resultate eigentlich Überzeugung hervor“ (an Jacobi S. 2). Im 16. Abschnitt der Morgenstunden nämlich (Gesammelte Schriften 2, 376) hatte Mendelssohn einen neuen Beweis für das

Dasein Gottes von dem Satze aus zu führen gesucht, dass alles Wirkliche von einem denkenden Wesen als wirklich gedacht werden müsse; er hatte daraus geschlossen, dass, da unser Verstand ein eingeschränkter sei, ein vollkommener Verstand existieren müsse, der den Inbegriff und Zusammenhang aller Wirklichkeit in der höchsten Deutlichkeit sich vorstelle. Jenen grundlegenden Satz nun hatte Beer in einem besondern Aufsatz weiter zu begründen versucht; gegen eben diesen Satz trägt Humboldt seine Zweifel vor. Der wohlgeschulte Dialektiker beseitigt zunächst einen naheliegenden Einwand, der gegen den Satz erhoben werden könnte, mit Hülfe der im leibnizischen System gegebenen psychologischen und metaphysischen Annahmen, die er somit zu den seinigen macht. Mit einem andern Einwand dagegen weiss er nicht fertig zu werden und erklärt daher bis auf Weiteres in jenem nach Cartesius (*Meditatio* 1 Schluss) so unbehaglichen Zustande des Zweifels verharren zu müssen (vgl. an Jacobi S. 8). Dieser andre Einwand hat in der Tat guten Grund. Er richtet sich gegen den Ausgang, den Mendelssohn von dem Begriffe des Möglichen genommen. Alles Wirkliche, hatte dieser behauptet, wenn es wahr sein soll, muss von irgend einem Wesen als wahr erkannt und begriffen werden; denn schon jede Möglichkeit muss als Gedanke in einem denkenden Wesen idealisches Dasein haben. In diesem letzteren Satz eben deckt Humboldt den Irrtum auf. Das bloss Logische hatte sich dem Verfasser der Morgenstunden in etwas Metaphysisches verwandelt; er hatte Möglichkeiten schlechtweg als objektive „Fähigkeiten“ behandelt, die in dem Wirklichen begründet seien. Mit Recht kennt dagegen sein scharfsinniger Kritiker auch andre Möglichkeiten, Möglichkeiten, die in keiner Wirklichkeit, sondern lediglich in dem Satz des Widerspruchs begründet sind, die nichts bedeuten als Widerspruchslosigkeit, deren es also unendliche geben kann und die keineswegs aktuell von irgend einem Wesen gedacht zu werden brauchen. — Der „Hofrat“ (100, 20), der in ähnlichem Sinne Mendelssohn den Fehler vorgeworfen, dass er die Möglichkeit für etwas Positives angesehen habe, ist natürlich Markus Herz, waldeckischer Hofrat, der in den folgenden Briefen auch als der „Professor“ figuriert. Die schöne und kluge Henriette, seine Frau, erscheint am Schlusse unsres

Briefes (101, 8) als die „vortreffliche Freundin“, die das philosophische Blatt gleichfalls lesen und darüber richten wird. —

Die nun folgenden Briefe aus Humboldts Studienzeit bilden eine kleine Ergänzung zu den gleichzeitigen an Henriette Herz, die aus Varnhagens Nachlass (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 53) veröffentlicht worden sind, und zwar gehören Nummer 3 bis 5 der frankfurter Zeit an. Mit ihrem Hofmeister, dem trefflichen Kunth, waren beide Brüder Humboldt im Herbst 1787 nach Frankfurt gezogen und dort am 1. Oktober immatrikuliert worden, um Jura und Kameralia zu studieren. Sie wohnten in dem Hause des Theologen Löffler, der, früher Prediger in Berlin und Wilhelms erster Lehrer im Griechischen, seit 1782 Professor und Prediger in Frankfurt war, von wo er 1789 als Generalsuperintendent nach Gotha ging.

Als erster Brief aus Frankfurt charakterisiert sich durch seinen Inhalt der vom 14. Oktober. Er besteht fast ganz aus Freundschaftsergüssen und altklugen Warnungen vor übertriebenem Fleiss, die sich seltsam genug im Munde des jungen Mannes ausnehmen, der sich selbst ganz in sein „Brodstudium“ vertieft hat. Er erwähnt ausserdem zweier auch im folgenden Briefe genannter Kommilitonen, die freilich gegen Beer zurückstehen müssen. Es ist Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, der von 1786—88 in Frankfurt studierte, derselbe, in dessen Ministerium Humboldt später die Leitung der Kultus- und Unterrichtssektion übernahm, und ein gewisser Keverberg, den als Studiengenossen der beiden Brüder auch Löwenberg (Bruhns 1, 62) erwähnt und der nach Wilhelms Brief an Henriette Herz vom 25. Mai 1788 (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 98) auch zu dieser in Beziehung stand.

Nummer 4, wie es scheint, Antwort auf Beers ersten Brief, berichtet etwas eingehender über die Zeiteinteilung, die Studien- und Lebensweise des fleissigen, aber ganz auf seine Fachstudien beschränkten Studenten. Die Philosophie ruht. Er kann die Fragen nach Darjes und Berends nur ungenügend beantworten, ebenso im folgenden Briefe die über Hartmann. Joachim Georg Darjes ist der durch glänzendes Lehrtalent ausgezeichnete philosophische Eklektiker, der, vielfach von Wolf abhängig, doch in einigen wichtigen Lehrstücken gegen Wolf polemisierte (vgl.

Erdmann, Grundriss der Geschichte der Philosophie[3] 2, 214; Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz S. 280). Er war der Nachfolger Baumgartens auf dem frankfurter Katheder und, 1714 geboren, jetzt „ein alter Mann"; er starb 1792. Der Mediziner Berends las nicht nur über alle Teile der praktischen Medizin, sondern unter Zugrundelegung von Platners Grundriss auch über Logik und verband damit empirische Psychologie (vgl. Hausen, Geschichte der Universität und Stadt Frankfurt an der Oder S. 113 und Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 53). Über den Mediziner Hartmann giebt dem berliner Freunde Alexander von Humboldt einige Auskunft bei Bruhns 1, 58. — Sehr begreiflich übrigens, dass Frankfurt den durch Berlin verwöhnten Humboldt wenig anmutete. Er schreibt am 7. März 1810 nach einem dreitägigen Aufenthalt in Frankfurt, bei dem er die Erinnerungen seines dortigen Studienlebens auffrischte, an Johanna Motherby, wie er sich vor 22 Jahren von dort nach Berlin gesehnt und „alle Tage und Stunden gezählt" habe (Briefe an Johanna Motherby S. 52).

Diese Stimmung bestätigt auch unser fünfter Brief, in dem die „Freundin" (107, 17) natürlich wieder Henriette Herz ist. Das Datum des Briefes — November oder Anfang Dezember 1787 — erhellt aus der Bezugnahme der Nachschrift auf Alexanders an Beer gerichteten Novemberbrief, der, zuerst in den Preussischen Jahrbüchern 3, 613 veröffentlicht, sich jetzt bei Bruhns 1, 56 findet. —

Ohne den Hofmeister und ohne seinen Bruder, der den nächsten Sommer und Winter wieder in Berlin zubrachte, ging nun Wilhelm nach einem Ferienaufenthalt in Berlin Ostern 1788 nach Göttingen, wo er am 23. April immatrikuliert wurde. Zu den aus Varnhagens Nachlass (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 91) und von Schwenke in der Deutschen Rundschau 1891, 258 veröffentlichten Dokumenten aus der göttinger Zeit bringen die beiden hier mitgeteilten Briefe Nr. 6 und 7 nur wenig Neues. Am bedeutendsten ohne Zweifel ist die Notiz über das begonnene Studium Kants und das Urteil über die Kritik der reinen Vernunft. Erst jetzt also, nicht schon in Frankfurt, wo er Darjes' und Berends' Vorlesungen unbeachtet liess, hat er die Bekanntschaft des grossen Kritikers gemacht, in dessen Schriften er sich fortan immer mehr vertiefte

(Leitzmann, Briefe an Jacobi S. 101). Über die zu Anfang des Briefes (108, 28) erwähnte Reise, die er von Göttingen aus Mitte Mai mit Laroche machte, vgl. Schwenke a. a. O. S. 262, wonach die falsche Namensauflösung in den Briefen von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 92 zu berichtigen ist. Die am Schluss des Briefes (110, 31) mit Grussbestellungen bedachte Madame Veit ist die an den Bankier Veit verheiratete, später von ihm getrennte Dorothea, die Tochter Mendelssohns, der junge Mendelssohn aber ist Josef, der älteste Sohn des Philosophen.

Erst elf Monate später (der Brief ist lateinisch und mit kleinen Anfangsbuchstaben der Substantiva geschrieben) giebt Humboldt dem alten berliner Freunde wieder ein Lebenszeichen. Die Entschuldigung, dass sich schriftlich über Ideen nicht gut verhandeln lasse, ist wenig stichhaltig. Die Wahrheit ist, er hatte in der Zwischenzeit in Jacobi einen Philosophen kennen lernen, mit dem es sich nach der neuen Anregung, die er durch Kant empfangen, mehr verlohnte Gedanken auszutauschen und Zweifel zu erörtern, wie es die von Leitzmann veröffentlichten Briefe bezeugen. Von der ernsten Krankheit, die ihn Anfang 1789 auf längere Zeit lähmte, schreibt er auch an Jacobi (S. 5), an Georg Forster (Gesammelte Werke 1, 274) und an Laroche (Schwenke a. a. O. S. 271). Der 112, 19 erwähnte Bing wird auch in den Briefen von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 60 und bei Bruhns 1, 75 genannt. Mit dem Onkel des jungen Friedländer ist David Friedländer, der Freund Mendelssohns, der eifrige Vorkämpfer für die Emanzipation seiner jüdischen Glaubensgenossen, gemeint, ein Glied des jüdischen Kreises, in dem sich die Humboldts in Berlin bewegten. Mit andern Urteilen über seinen Bruder aus dieser frühen Zeit stimmt auch das hier ausgesprochene. Seit Ostern 1789 setzte auch Alexander seine Studien in Göttingen fort. Auf einem Umweg hatte er sich dorthin begeben und Wilhelm war ihm, um ihn einzuholen, nach Braunschweig entgegengereist (Bruhns 1, 80).

Anhang 2.

Acht Briefe Humboldts aus den Jahren 1809 und 1810.

1. An Achim von Arnim.

Königsberg, den 9. Junius 1809.

Ihr Brief vom 13. vorigen Monats hat mir eine so herzliche Freude gemacht, daß ich Ihnen nicht lebhaft genug dafür danken kann. Ich schmeichelte mir bei weitem keiner so günstigen Antwort von Savigny, und zweifle jetzt nicht, daß wenn nun überhaupt bei uns etwas zu Stande kommt, das des Anbietens werth ist, wir auch ihn besitzen könnten. Dies aber ist, allen meinen Bemühungen ungeachtet, noch unentschieden. Da aber alle meine einleitenden Schritte geschehen sind, und ich nun ein Ja! oder Nein! schlechterdings verlange, so kann die Ungewißheit höchstens noch

einige Wochen dauern. Ich möchte Savigny nicht gern eher schreiben, als bis sie aufgehört hätte. Schreiben Sie ihm aber, ich bitte Sie herzlich, sogleich, sagen Sie ihm meine Freude, meine Ungeduld eine Unterhandlung mit ihm anknüpfen zu können, versichern Sie ihm, daß gewiß nur ich Curator der Universität seyn würde, und daß mir der Werth, den er auf diesen Punkt lege, unendlich schmeichelhaft sey. Empfehlen Sie ihm aber noch einmal Stillschweigen. — Ich muß hier schließen. Was auch ist auf der Welt noch zu sagen? Nie haben wir in niederschlagenderen Zeiten gelebt! Adieu! Ganz

der Ihrige

H.

2. An Friedrich August Wolf.

Königsberg, den 31. Julius, 1809.

Lieber theurer Wolf, Ihr Fieber fängt mich an fast zu beunruhigen, ich begreife nicht, wie Sie, der Sie sonst stark und gesund sind, es nicht los werden können; schonen Sie Sich ja recht, ich bitte Sie. Sie werden mit letzter Post wieder einen Brief von mir bekommen haben, und auch ein officielles Schreiben der, wie Sie es nennen, furchtbaren Art. Aber lassen Sie es Sich nicht schrecken. Erstlich höre ich, daß Heindorf jetzt wieder wankend wird, wie man es bei Charakteren dieser Art erwarten muß; dann fordert er, sagt man mir, 500 Thaler Reisegeld, die ich ihm zu geben nicht im Stande bin. Allein auch wenn er geht, hängt es von Ihnen ab in der officiellen Antwort nun den, oder die, welche Sie vorschlagen, zu nennen, und mir alles Nähere in unsern Privatbriefen zu

sagen. Da sieht und erfährt es niemand. Bleibt Heindorf, so geht die Noth aufs Neue für hier an, und ich muß Sie um eine zweite Medietatem ersuchen. Mit Schultz soll es sich sobald entscheiden, als ich von Augusti, und das muß in wenig Tagen seyn, Antwort habe.

Ich kann von mir sagen, daß ich jetzt durchaus in unserm Geschäft lebe. Je mehr ich hineinkomme, desto mehr sehe ich ein, daß meine Vorgänger eigentlich von dem Umfang des ihnen anvertrauten Geschäfts keinen Begriff hatten. Sie dachten nicht einmal daran, sich Mitarbeiter zu schaffen, und Stellenbesetzungen und meist noch sehr kleinliche Geldarrangements war alles, worauf sie sich einließen. Damit allein aber ist wenig gethan. Es muß Einheit in den Bestrebungen und ein guter lebendiger Geist herrschen; es müssen Grundsätze festgestellt, ausgeführt und durch die Ausführung selbst wieder berichtigt werden, und darum kommt es erstaunlich darauf an, nicht die krummen und einseitigen Ansichten eines Einzelnen, sondern das gemeinschaftiche Nachdenken Mehrerer an die Spitze zu stellen. Darum behandle ich mit jedem Tage die Section mehr als Section, räume, ohne es auszusprechen, der gemeinschaftlichen Meynung den Vorzug vor den einzelnen, selbst den meinigen, ein, und vertilge, so viel ich kann, das fatale ehemalige Ministerwesen, wo man nur den Einzeinen als allmächtig für sein Fach ansah, und seine Räthe höchstens als Leute betrachtete, die das Recht hatten, in den Wind zu reden. Sehr natürlich waren denn auch diese Räthe von einem Geiste beseelt, wie wir ihn gekannt haben. Jede Meynung war modificirt durch den Gedanken, ob sie auch bei dem Chef ausführbar seyn werde, und selbst Subalternen, wie z. B. Schröder hatten manch-

mal mehr Gewicht, als die wenigstens zum Rathgeben Bestellten. Bei uns ist dies um so nöthiger, weil viele doch noch immer die Eitelkeit besitzen, lieber unter Einem sogenannten Chef, als unter einem ordentlich und fest organisirten Collegio zu stehen. Selbst die passion unmittelbar unter den König gesetzt zu seyn, was gerade ebensoviel heißt, als von dem Menschen abzuhangen, der diese oder jene Cabinets Ordre schreibt, vergeht den Leuten noch nicht, und die Academie hätte nie, wie sie jetzt, wie ich höre, thut, aus ihrem allerdings sehr engherzigen und enggeistigen scripto diese bestimmte Bitte herausgelassen, wenn ich nicht in der Fehde mit Sack wegen der Kunst-Academie einen so entschiedenen Sieg davon getragen, und mit Einem Schlage allem Curatorunwesen ein Ende gemacht hätte.

Darum eben, lieber Freund, liegt mir nun auch so sehr daran, die Collegien, mit denen ich arbeite, so gut, als möglich zu machen, was zwar vorzüglich von den Personen, aber auch sehr viel und fast mehr von dem Geist abhängt, den man wirklich mit nicht schwerer Mühe, sobald man sich nur über Aeußerlichkeiten und Egoismus hinwegsetzt, hineinbringen kann. So wie ein Mensch fühlt, daß seine Stimme gilt, ist es ihm mehr Ernst um die Sache und handelt er selbst wenigstens mit voller Kraft. Die beiden Collegien, auf die ich rechne sind die Section selbst und die wissenschaftliche Deputation. Den Cultus lasse ich bei Seite liegen, und berühre ihn hier nicht. In der Section rechne ich für das, was eigentlich in höherem und tieferem Sinne Unterrichts- und Erziehungs Grundsatz ist, auf Sie, Süvern und ich denke hinzufügen zu können auf mich, und ich glaube nicht, daß wir dazu eines Mitgliedes mehr bedürfen. Mit Süvern,

gegen den Sie mit Unrecht sprechen, bin ich sehr zufrieden. Er hat viel Ernst, in eigentlich pädagogischen Dingen gute und tiefere Ansichten, gerade die Arbeitsamkeit, die nöthig ist, und dabei kann man denn andre Kleinigkeiten wohl übersehen. Zu den ökonomischen Angelegenheiten suche ich jetzt noch einen Mann, und dann kann es mit der Section vollkommen gehen.

Die wissenschaftliche Deputation liegt mir ebensosehr, fast noch mehr am Herzen. Fichte darf nicht hinein, wenigstens nicht als besoldetes Mitglied. Die unbesoldeten sind mehr oder weniger Ehrenmitglieder und incommodiren wenig. Wegen Tralles bin ich auch Ihrer Meynung. Nur habe ich zwei Bedenken: Tralles ist eigensinnig, spitzig, und nicht immer sehr artig. Das betrift Sie vorzüglich als Director, sehen Sie also ehe wir ihn nehmen, wohl zu, ob Sie auch mit ihm fertig zu werden hoffen. Dann kommt es, da die meisten Examina doch zu Schulstellen sind, auch darauf an, daß einer nicht bloß Mathematiker, sondern auch geübt ist die Gabe des mathematischen Unterrichts zu beurtheilen. Wären diese Bedenken wirklich gegründet, so könnte Fischer, oder ein anderer, besoldetes, Tralles außerordentliches, und nur, wo tiefere Kenntniß nöthig wäre, zuzuziehendes Mitglied seyn. Mit Mannert wäre es wohl recht gut. Fürs Erste aber dürfen wir hierbei nicht auf Ausländer denken. Wer kommt für 500 Thaler! Das geht erst, wenn man zugleich eine Universitäts Professur anbieten kann. Vielleicht ists aber bis dahin besser, nur interimistisch gegen Remuneration Personen zu dem Geschäft zuzuziehen, und die Plätze offen zu lassen. Mehr philosophischer Geist, als Mannert besitzt, wäre auch da, wo Sie ihn vorschlagen, wenigstens wünschenswürdig.

Ehe ichs vergesse sagen Sie mir doch ja mit umgehender Post, was Sie von Spangenberg in Göttingen halten. Man könnte ihn als Juristen hierher berufen.

Wie Sie zu der Idee kommen, daß Sie unter Uhden stehen sollen, ist mir unbegreiflich. Sie sollen Mitglied der Section und Director der Deputation (letzteres mit Uhden) also überall sein College seyn. Selbst Ihr Stehen unter mir wird, mein Bester, nur so viel zu sagen haben, daß es Ihre Pflicht seyn wird mich in den Sie betreffenden Sachen zu leiten. Es wäre wirklich höchst traurig, wenn es mir am wenigsten gelänge, Sie, den ich am meisten liebe, zufrieden zu stellen.

In dem, was Sie mir bei Gelegenheit der Academie über Uhden sagen, liegt bloß Misverstand. Die Academie hat keinen Grund zur Klage, und die Besseren darin sind auch ganz mit den neuen Einrichtungen zufrieden. Uhden unterzeichnet nie anders, als indem mein Titel vorsteht, und ausdrücklich die Worte: in Abwesenheit des Sectionchefs dabeistehen. Er verfügt bloß in eilenden, oder ganz unbedeutenden Fällen selbst; an die Academie hat er noch nie geschrieben, immer nur ans Directorium. Daß dieß in seinen Finanzsachen einer Leitung bedarf, fühlen die Mitglieder am meisten selbst. Allein auch diese wird nur in dem Tone geübt, der sich für eine solche Gesellschaft geziemt. Da nun die Section einmal nicht in Berlin ist, so muß sie einen Bevollmächtigten haben. Als Sack verreiste, verfügte, wie Uhden jetzt für mich, ein kleiner unbekannter Kriegs Rath für ihn. Hier verfügt und ganz ohne den Minister nur zu nennen, Nagler für das ganze Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Also ist das mit Verfassung und Gebrauch übereinstimmend. Gab

es ehemals weniger Fälle der Art, so kam es nur daher, weil das Bedürfniß nicht eintrat. Auch hätte jeder Unrecht, der sich an solchen Aeußerlichkeiten stoßen wollte. Die Frage ist nur, ob wer unterzeichnet, wenn er nicht der wirklich Selbstständige ist, seine Vollmachten überschreitet, und darin kann ich Uhden bis jetzt auch nicht den leisesten Vorwurf machen. Bei den Kammern und Tribunalen war es immer hergebracht, daß bei Krankheit des Praesidenten der älteste Rath unterschrieb. — Der Magistrat höre ich, hat, gegen Bellermanns Willen, und eine schlechte Wahl getroffen. Es ist mir höchst fatal und mit eine üble Folge meiner Abwesenheit. Allein (unter uns) ich denke darauf, die Rechte der Magistrate zu beschränken. Es ist sonst kaum möglich, daß etwas Vernünftiges aus den Gymnasien wird.

Leben Sie herzlich wohl, mein theurer guter Freund! Mit inniger Freundschaft

Ihr

H.

3. An Wolf.

Königsberg 8. August 1809.

Heindorf geht, wie Sie wissen, nun nicht hierher, und ich denke, Sie freuen Sich ebensosehr, als ich, darüber. Er hätte hierher nie getaugt. Jetzt aber ist die Noth um eine neue Wahl. Ich habe Sie officiell nicht plagen mögen, weil Sie da ungern antworten. Aber mir werden Sie Ihren Rath privatim nicht versagen. Ich weiß wirklich eigentlich keinen. Gotthold soll, denke ich, hier Rector werden, und hat als solcher, schon viel zu thun.

Nach einem Aufsatz, den er mir geschickt, halte ich ihn auch für das Schulfach, wo er wirklich nicht einseitige Ansichten hat, sehr tauglich, und vielleicht mehr als bloß in Philologie. Schneider ist zu jung und in Berlin zu brauchbar. Becker kommt nicht. Schultz für Philologie, wie Sie sagen, unangemessen. Nun muß man doch auf die alten Vorschläge zurückkommen, oder neue machen. So in gelehrten Zeitungen sind mir neulich Matthiae in Altenburg, Erfurdt in Naumburg, Gernhard in Merseburg u. s. f. vorgekommen. Aber was ist ohne nähere Kenntniß davon zu halten? Dissen haben Sie, wenn ich mich nicht irre, mir selbst gelobt. Noch ein Dietz in Ratzeburg war neulich mit Lob genannt. Thun Sie mir die Liebe mir bald ein bestimmendes Wort zu sagen. Ich habe heute keine Zeit, mehr hinzuzufügen. Zeller, der hier ein Bildungs Institut für Schullehrer anlegt, ist angekommen, ich habe gestern ziemlich die letzte Hand an die Umformung eines Waisenhauses gelegt, das in sein Institut übergeht, was mich viel Mühe und Zeit gekostet hat. Indeß ist es auch etwas Lebendiges, was in rerum natura dasteht. — Jetzt reformire ich die hiesigen gelehrten Schulen, verwandle drei in Bürgerschulen und verbessere die andern. Der Plan, den ich allein gemacht, aber mit Benutzung Ihres Aufsatzes über den Unterschied der Bürger und gelehrten Schulen, ist fertig, und in dieser Woche noch halte ich eine Conferenz mit Magistratsgliedern, um bedeutende Zuschüsse der Stadt zu erhalten, und dann an die Ausführung zu gehen. Schlägt dies nicht fehl, so wird es ein Beispiel für andere Städte werden, und in Elbing bereite ich schon jetzt das Gleiche vor. Ende künftiger Woche mache ich vielleicht eine kleine Reise nach Litthauen auf einige Tage. Auch

da müssen mehrere Schulen zu Bürgerschulen heruntergesetzt werden, und mit Einer ists schon geschehen. So, sehen Sie, lieber theurer Freund, daß ich nicht unthätig bin. Ueber Berlinische Dinge hoffe ich auch bald im Stande zu seyn, Ihnen etwas Gutes zu sagen. Wer wäre wohl ein tüchtiger Mann zum Rector der Liegnitzer Ritter Academie? Leben Sie herzlich wohl! Mit inniger Freundschaft

Ihr

H.

4. An Arnim.

Erfurt, 24. December 1809.

Ich danke Ew. Hochwohlgeboren herzlich für den gütigen Wink, den ich auf der Stelle benutzt habe. Ich habe Savigny heute geschrieben, und ihn gefragt, ob er noch Lust hat, nach Berlin zu kommen? Einem Manne, wie er, sind die Rücksichten auf die Wissenschaft die ersten und wichtigsten. Ich habe ihm offen und ausführlich gesagt, was man hierin bei uns erwarten kann. Habe ich hierauf Antwort von ihm, so werden wir leichter über die äußeren Bedingungen fertig werden. — Sehr richtig ist, was Sie über die Erbsünde unsres Staats sagen. Aber die Gründung einer Universität kann aus vielen Gründen so schnell nicht gehen, und muß es nicht. Man muß reiflich überlegte Organisationsplane, und sorgfältig gewählte Männer haben. Mein ernstes Streben ist einiger vorzüglicher Männer in jedem Fach gewiß zu seyn. Um und durch diese gestaltet sich das Uebrige leichter. — Leben Sie herzlich wohl, bis ich Sie selbst in Kurzem wiedersehe! Ganz

der Ihrige

H.

5. An Wolf.

Es ist eine Ewigkeit, daß wir uns nicht gesehen haben. Warum treffen wir nicht einmal zusammen bei Frau von Berg?

Ihr Bericht ist abgegangen, und das Nöthigste ist nun unmittelbar auf Becker oder einen andern für die Anstalt zu denken. Haben Sie die Güte die nöthigen Schritte zu thun; sobald ich durch Sie weiß daß Becker annimmt, schreibe ich ihm officiell. Mit dem Gehalt beim Joachimsthal verhält es sich folgendergestalt: es war außer einigen Naturalien 550 Thaler: Aber man kann da 150. eine bedingte auf nicht mehr vorhandne Ueberschüsse angewiesene Zulage waren, so ist gewiß nur auf 400 Thaler zu rechnen. Wollen Sie eine genauere designation, so schreibe ich sie Ihnen unverzüglich.

Ich bin zehnmal bei diesen Zeilen unterbrochen worden. Von Herzen

1. Ihr

H.

6. An Wolf.

Ich muß also Ihre Eingabe officiell machen, und thue es, da Sie nicht anders wollen, übermorgen.

Was Zedlitz einmal für Sie gethan hat, weiß ich nicht. Warum werden Sie auch so räthselhaft? Was ich nur irgend kann, thue ich für Sie gewiß, mein liebster Freund.

Sie müssen die interimistische Instruktion der Deputation officiell empfangen haben. Da Sie bei Ihrem Beschluß beharren, muß ich sie mir baldmöglichst zurück ausbitten.

Meinen ersten freien Mittag bringe ich bei Ihnen zu. Mit herzlicher Freundschaft

21. Ihr

H.

7. An Arnim.

Ich zeige Ihnen, liebster Freund, mit herzlicher Freude an, daß Savigny nach einem Briefe vom 30. April, seinen Abschied erhalten hatte, zwei Tage darauf abgehen wollte, jedoch nicht vor Mitte Junius hier eintreffen zu können gedachte. Mit aufrichtiger Hochachtung

17. Ihr

H.

8. An Wolf.

Es würde mir noch ungleich mehr leid thun, theuerster Freund, eine Unterbrechung in unsern für mich so belehrenden Zusammenkünften zu sehen, wenn ich nicht selbst Ihnen hätte mit künftiger Woche eine Unterbrechung vorschlagen müssen, da ich nach Tegel, und von da mehr in die Ferne, nemlich nach Burgörner gehe. Ich besuche Sie gewiß noch vor meiner Abreise. Leben Sie indeß herzlich wohl, und haben Sie meinen innigsten Dank daß Sie Sich durch die Dienstage und Freitage abermals ein so großes Verdienst um die Verhütung grammatischer Ungenauigkeit in mir erworben haben.

12. Ganz der Ihrige

H.

Die Originale der vorstehend abgedruckten acht Briefe Humboldts aus den Jahren 1809 und 1810 befinden sich im Besitz der königlichen Bibliothek in Berlin, der ich für Übersendung ihrer Humboldtiana herzlich zu Danke verpflichtet bin. Die drei Briefchen an Achim von Arnim und die beiden grossen Schreiben an Friedrich August Wolf gehören zum Nachlass Varnhagens: jene betreffen die Berufung Savignys, des Schwagers von Arnims Freund Brentano, an die berliner Universität; diese wird man als neue Zeugnisse der praktischen Grundsätze Humboldts während seiner Leitung des preussischen Unterrichtswesens im Jahre 1809 und seines Zusammenarbeitens mit Wolf nach Gebühr schätzen. Die drei kleinen an Wolf gerichteten Billete endlich entnahm ich dem grossen Bande, in dem die Gesamtmasse der Briefe Humboldts an seinen alten philologischen Freund vereinigt ist. Als nach Wolfs Tode 1824 sein Schwiegersohn und Biograph Körte Humboldts Briefe im Nachlass vorfand, übergab er sie diesem zur Einsicht und näheren Angabe dessen, was etwa öffentlich davon mitzuteilen, was zurückzubehalten wäre. Bei dieser eingehenden Durchsicht, die im September 1825 in Burgörner stattfand, hat nun Humboldt sehr viel, teils ganze Briefe, teils ganze und halbe Bogen ausgemerzt, an deren Stelle jetzt gekürzte Abschriften eingereiht sind, während die Originalblätter in Tegel verwahrt werden. Nach diesem halb originalen, halb abschriftlichen Text sind die Briefe dann 1846 im fünften Bande von Humboldts gesammelten Werken gedruckt worden: eine Kollation, die ich angestellt habe, hat nicht nur zahlreiche kleinere Ungenauigkeiten ergeben, sondern ich fand auch ausser den obigen drei Billeten noch zwei bisher unbekannte Briefe vom 12. September 1802 und 24. September 1806, von denen wenigstens der zweite nicht uninteressante Notizen enthält; die Ergebnisse der Vergleichung des Abdrucks mit den Originalen gedenke ich ein andermal vorzulegen. Alle acht Briefe gehören der Periode von Humboldts Tätigkeit an, die auch die ersten Schreiben an Nicolovius charakterisieren. Im Einzelnen bemerke ich zur Erläuterung folgendes.

120, 10] Über Savigny vgl. oben zu 14, 30 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 270. 275. 279. 281. 289.

121, 16] Vgl. an Wolf Gesammelte Werke 5, 268.

121, 20] Dieser Brief ist der Gesammelte Werke 5, 271 abgedruckte vom 28. Juli.

121, 23] Ludwig Friedrich Heindorf (1774—1816), einer der Lieblingsschüler Wolfs, seit 1796 Subrektor am kölnischen Gymnasium in Berlin, wurde 1809 Professor an der Universität daselbst, 1811 in Breslau, 1816 in Halle; vgl. Bursian Allgemeine deutsche Biographie 11, 335 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 165. 270. 271.

122, 4] David Schulz (1779—1854), ebenfalls ein Schüler Wolfs, 1806 Privatdozent der Philologie in Halle, wurde 1809 Nachfolger Steinbarts in der theologischen Fakultät in Frankfurt und ging 1811 nach Breslau; vgl. Tschackert Allgemeine deutsche Biographie 32, 739 und Humboldt an Schleiermacher Aus Schleiermachers Leben 4, 171.

122, 4] Über Augusti vgl. oben zu 14, 30 und Humboldt an Schleiermacher Aus Schleiermachers Leben 4, 170. 171.

123, 12] Johann August Sack (1764—1831), seit 1798 geheimer Oberfinanzrat, war seit 1806 Zivilgouverneur von Berlin; vgl. Petrich Allgemeine deutsche Biographie 30, 152. Über die „Fehde wegen der Kunstakademie“ kann ich Näheres nicht angeben.

123, 30] Über Süvern vgl. oben zu 10, 10; ferner Humboldt an Goethe S. 233; an Wolf Gesammelte Werke 5, 277. 278. 279; an Welcker S. 52; an Schleiermacher Aus Schleiermachers Leben 4, 170.

124, 9] Über Fichtes Stellung zu den humboldtschen Reformen vgl. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel^2 1, 415.

124, 22] Ernst Gottfried Fischer (1754—1831), seit 1787 Professor am grauen Kloster in Berlin, wurde 1810 Professor der Mathematik an der Universität; vgl. Cantor Allgemeine deutsche Biographie 7, 62. Er war einer der Jugendlehrer der Brüder Humboldt gewesen (Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 26).

124, 24] Konrad Mannert (1756—1834), seit 1796 Professor der Geschichte in Altorf, seit 1805 in Würzburg, war seit 1807 in Landshut; vgl. Wegele Allgemeine deutsche Biographie 20, 199.

125, 2] Ernst Peter Johann Spangenberg (1784—1833) war seit 1808 Assessor in Göttingen, von wo er 1815 nach Zelle ging; vgl. Eisenhart Allgemeine deutsche Biographie 35, 41.

125, 4] Über Uhden vgl. oben zu 10, 15 und Humboldt an Goethe S. 183.

125, 30] Karl Ferdinand Friedrich von Nagler (1770—1846) war seit 1809 Kabinetssekretär der Königin und geheimer Staatsrat; vgl. Kelchner Allgemeine deutsche Biographie 23, 233.

126, 10] Johann Joachim Bellermann (1754—1842) war seit 1804 Direktor des kölnischen Gymnasiums in Berlin; vgl. Bellermann Allgemeine deutsche Biographie 2, 307 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 271. 277.

126, 28] Friedrich August Gotthold (1778—1858), seit 1806 Prorektor in Küstrin, wurde 1810 als Direktor an das Friedrichskollegium in Königsberg berufen; vgl. Kaemmel Allgemeine deutsche Biographie 9, 485 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 270. „Dass Ihnen Gotthold gefällt, ist mir ungemein lieb; sein Äusseres ist von der Art, dass es Vertrauen einflössen muss, und ich hoffe, dass ihm auch diese empfehlende Eigenschaft in seinen Schulverhältnissen nützlich sein soll" schreibt Humboldt am 19. April 1810 an Motherby (Dorow, Faksimile von Handschriften 2, 3).

127, 4] Friedrich Konrad Leopold Schneider (1786—1821) wurde 1809 Professor der alten Sprachen am Joachimsthal in Berlin; vgl. Hoche Allgemeine deutsche Biographie 32, 110 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 270.

127, 5] Immanuel Bekker (1785—1871), ein Schüler Wolfs, wurde 1810 Professor in Berlin; vgl. Halm Allgemeine deutsche Biographie 2, 300 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 296. Ein Brief Humboldts an ihn vom 3. November 1809 ist Preussische Jahrbücher 29, 566 gedruckt.

127, 8] August Matthiae (1769—1835) war seit 1802 Direktor des Friedrichsgymnasiums in Altenburg; vgl. Hoche Allgemeine deutsche Biographie 20, 626.

127, 9] Karl Gottlob August Erfurdt (1780—1813), seit 1807 Konrektor in Merseburg, wurde 1810 Professor in Königsberg; vgl. Bursian Allgemeine deutsche Biographie 6, 195.

127, 9] August Gotthilf Gernhard (1771—1845) war seit 1800 Subrektor in Naumburg; vgl. Eckstein Allgemeine deutsche Biographie 9, 37.

127, 11] Georg Ludolf Dissen (1784—1837), seit 1808 Privatdozent in Göttingen, ging 1812 als Professor nach Marburg, 1813 nach Göttingen zurück; vgl. Mähly Allgemeine deutsche Biographie 5, 254.

127, 12] Johann Christian Friedrich Dietz (1765—1830) war Rektor der Stadtschule in Ratzeburg.

127, 15] Über Zeller vgl. oben zu 5, 8.

127, 24] Dieser 1803 verfasste Aufsatz ist gedruckt bei Körte, Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität S. 95.

128, 6] Zu Humboldts Reform der liegnitzer Ritterakademie vgl. seinen Aufsatz Gesammelte Werke 5, 344 und seinen Brief an den breslauer Professor Reiche vom 4. Juni 1809 Blätter für literarische Unterhaltung 1847, 478.

128, 12] Vom selben Tage sind die Briefe an Wolf Gesammelte Werke 5, 276 und an Nicolovius oben S. 10.

128, 23] „Humboldt ist von seiner Erbschaftsreise endlich zurück; er scheint wirklich ernsthafte Anstalten zur Universität zu machen; leider sind nur die Finanzen jetzt mit dem Innern in grossen Differenzen“ schreibt Arnim am 8. Februar 1810 an Dorow (Dorow, Reminiszenzen S. 105).

129, 1] Das Billet ist wahrscheinlich vom 1. März 1810; vgl. an Wolf Gesammelte Werke 5, 278, wo die Nr. 73 jedenfalls auf den 19. Februar zu datieren ist.

129, 3] Frau von Berg erwähnt Humboldt auch an Jacobi S. 39 und an Wolf Gesammelte Werke 5, 278.

129, 20] Dies Billet dürfte auf den 21. März 1810 zu datieren sein und gehört inhaltlich aufs engste zu der wahrscheinlich am 13. März geschriebenen Nr. 72 Gesammelte Werke 5, 276.

129, 23] Karl Abraham Freiherr von Zedlitz (1731—1793) war 1771 bis 1788 Kultus- und Unterrichtsminister, der Vorgänger Wöllners.

130, 5] Als Datum für das Billet ist der 17. Mai 1810 anzusetzen. Savignys Abschied aus Landshut wird eingehend in Bettinens Briefen geschildert.

130, 13] Das Datum dieses Billets kann ich näher nicht bestimmen, doch scheint es mir später als alle früheren geschrieben; in dem Sammelbande der humboldtschen Briefe ist es zwischen Nr. 78 und 79 eingereiht.

130, 22] Dienstags und Freitags fanden die Sitzungen der Sektion für Kultus und Unterricht statt: vgl. oben 18, 5; an Wolf Gesammelte Werke 5, 278.

Register.

Weimar. — G. Uschmann.

Literatur im 18. und 19. Jahrhundert zunächst wenigstens im Vordergrunde stehen werden.

Die Sammlung soll jedoch keineswegs auf die eigentliche schöne Literatur und ihre Geschichte beschränkt bleiben. Von gleichem Interesse ist die Entwicklung der übrigen Künste in Deutschland: der Musik, der Malerei, der Plastik, der Architektur. Auch Dokumente aus den Kreisen der eigentlichen gelehrten Vertreter der Wissenschaften in Deutschland sowie der Staatsmänner sind der Sammlung erwünscht, wofern sie allgemein charakteristisch sind und nicht nur speziell fachwissenschaftliches Interesse erregen.

Die „Quellenschriften“ erscheinen in zwanglosen Bänden von verschiedenem Umfange in vornehmster Ausstattung. Dem Textabdruck der betreffenden Quelle geht eine orientierende, wissenschaftlich gehaltene Einleitung voraus; es folgen dem Texte erläuternde Anmerkungen und ein die Benutzung erleichterndes Register.

Zunächst sind in Aussicht genommen:

Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse.

Tagebuch Wilhelms von Humboldt von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796.

Briefe aus dem Kreise der Romantiker.

Briefe Georg Forsters an seine Frau aus Paris 1793.

Briefe von und an Gottsched.

Jugendbriefe Alexanders von Humboldt.

Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen von Ense.

Therese Forsters Briefwechsel.

Weitere Anerbietungen, auch von ganzen Nachlässen, nehmen Herausgeber und Verleger jederzeit gern entgegen.

Weimar. — G. Uschmann.